

Die Arbeiterin

Zeitschrift

für die Interessen der Frauen und Mädchen des arbeitenden Volkes.

Organ aller auf dem Boden der modernen Arbeiterbewegung stehenden Vereinigungen der Arbeiterinnen.

Eintracht macht stark — Bildung macht frei!

Redaktion: Emma Jhrer, Belten (Wark). — Expedition, Druck und Verlag: Fr. Meyer, Hamburg, Rosenstr. 35.

Erscheint wöchentlich einmal und zwar am
Sonnabend.

Annoncen pro Zeile 20 Pfennig. Vereine erhalten
Rabatt.

Abonnement pro Vierteljahr 1 Mark, Einzelnummer
10 Pf. Direkt per Kreuzband Mk. 1.40.

Freunde und Freundinnen! Sorgt für die Verbreitung der „Arbeiterin“!

Hierzu eine Beilage.

„Nur nicht heirathen.“

Ihr Sozialdemokraten seid ja ganz fürchterliche, unmoralische Menschen, ihr wollt unsere geheiligten Einrichtungen, auf denen die Gesellschaft aufgebaut ist, zerstören, ihr wollt die Familie, die Ehe abschaffen. Dieser Vorwurf wird so oft wiederholt, daß wir an seine Wichtigkeit bald selbst glauben müssen und selbst auf die Gefahr hin, das stärkste Entsetzen zu erregen, ausrufen: „Ja, das wollen wir, aber an der heutigen Ehe, an der heutigen Familie, die ihr so tapfer vertheidigt, ist auch herzlich wenig gelegen.“

Und just zur rechten Zeit kommt aus dem Lager unserer Gegner, von einem Manne, durch dessen Andern auch nicht ein Tropfen Sozialismus rinnt, Zustimmung; auf dem Büchermarkt erscheint eine Broschüre mit dem Titel: „Nur nicht heirathen, ein Warnungsruf für Jungweibchen, von einem, der Bescheid weiß.“ Die Broschüre ist ein Verzweiflungsschrei gegen die Ehe; der Verfasser glaubt, er schreibe über die Ehe im Allgemeinen, aber er irrt sich, er schildert nur die heutige Ehe und vor allem die Ehen der höheren Klassen, die Ehen der Bourgeoisie. Die Broschüre ist anonym erschienen, ein Zeichen, daß der Verfasser fürchtet von seiner Frau, seinen Freunden, der Kritik, wegen seiner legerischen Meinung verfolgt zu werden, aber das kann nur ein Grund mehr für uns sein, anzunehmen, daß seine Schilderung eine richtige ist, daß er die Dinge kennt, die er schreibt.

Recht hübsche Dinge aber weiß er von den Frauen der reichen Klassen und ihren Ehen zu erzählen:

„Wehe dem Manne, der in eitlem Selbsttäuschung über die unerschütterlichen Grundfeste seiner Frau erlahmt und es an Vorlicht fehlen läßt. Es mag wenige Frauen geben, die unempfindlich sind für wohlgefällige Blicke aus verführerischen Männeraugen — am schlimmsten ist es natürlich in den Großstädten und wir stehen dem sittenlosen, forumpirten Paris kaum mehr nach, als unserer Viedermeyer-Miene. Man halte doch unter den Damen einer großen Ballgesellschaft oder eines Salons Umschau! Da ist kein Mangel an fleckigen Hüftschößen, wie Dumas (ein französischer Schriftsteller) die Frauen mit der geknickten Moral symbolisch bezeichnet.“

Aus dem Fräulein, das meistens noch ein nichtiges Mädchen ist, wird über Nacht eine Dame, eine gnädige Frau — eine Frau Doktor, Frau Hauptmann, Frau Professor, Frau Direktor, Frau Rath usw.“

Mit einem gewissen galligen Humor schildert der Verfasser die Nachteile, die den Mann in der Ehe erwarren, schildert, wie wenig das Interesse des Mannes gewahrt wird, selbst wenn er eine reiche Frau heirathet, schildert, welche Opfer der Mann in der Ehe bringen muß und kommt zu dem Schluß: „Wer noch Herr über sein Thun und Lassen ist, wer an den Werth eines unbefangenen Rathschlags glauben will, dem rufe ich das tiefster Ueberzeugung und mit einer aus dem Gefühl allgemeiner Menschenliebe entspringenden Einseitigkeit zu: „Nur nicht heirathen.“

Nun wir gestehen offen zu, diese Konsequenz ist in welchem Grade anzuerkennen, dieser revolutionäre Muth zu loben. Der Verfasser konstatiert, daß aus der heutigen Ehe den Männern nur Schaden erwächst, also nicht mit der geheiligten, sittlichen Institution, fort mit der Ehe, fort mit der Familie. Aber dem Lobe wollen wir den Tadel auf dem Fuße folgen lassen und der ganzen Sache sofort ernsthaft auf den Grund gehen. Der Verfasser theilt die Schuld an den unglücklichen Ehen den Frauen zu, aber er spricht fort und fort nur

von den Ehen derjenigen Leute, die Badereisen machen, die Diensthoten halten, die Equipagen besitzen, jenes kleinen Häufleins also, das im Besitze der Reichthümer ist, jenes kleinen Häufleins, das kaum ein Prozent der Gesellschaft ausmacht und in deren Kreisen allerdings die Frauen nur das Spielzeug des Mannes sind, die ihr Leben mit Tändeleien dahinbringen, die ein ödes Leben voller Nichtsthum zubringen, diese Frauen anzuklagen ist gerecht. Der Verfasser zeigt aber, wie wenig er alle Klassen der Gesellschaft beobachtet, wenn er die Vorwürfe verallgemeinert und alle Frauen kurz und bündig anreihet. Er giebt zu, „daß es in Mittelständen Frauen giebt, die ihrem Lebensgefährten im Kampf um die Existenz beistehen“, er giebt zu, daß die Arbeiterfrauen dem Manne verdienen helfen. Also auf den Frauen aus diesen Klassen lastet nicht nur die Verpflichtung, für den Unterhalt der Familie zu arbeiten, sondern Abends, wenn des Mannes Thätigkeit beendet, beginnt sie noch, für die Kinder zu sorgen, arbeitet sie noch einmal bis spät in die Nacht, um Morgens früh zur Arbeit zu eilen. Und wenn die Kinder klein sind, wenn Krankheiten eintreten, da ist sie es wieder, die sogar der Nachtruhe entbehrt und Tag und Nacht für die übrigen sorgen muß.

Aber wenn wir hier die bewunderungswürdige Thätigkeit der weiblichen Angehörigen der arbeitenden Klassen erwähnen, so geschieht es nicht, um die heutige Ehe zu vertheidigen. Kein keinesfalls, und zwar deswegen, weil die heutige Ehe ihren Zweck nicht erfüllt. Aus drei verschiedenen Quellen entspringen die unglücklichen Ehen. Die erste ist die wirtschaftliche Noth. Die Verpflichtungen, die das Ehepaar übernimmt, die Sorge für die Wohnung, Essen, Erziehung der Kinder, geistige und materielle Vergnügungen, sie sind für die weitaus meisten Glieder der Gesellschaft unerträglich. Tod und Krankheit sind die Folgen der unzureichenden Ernährung, Verblömmung und Rohheit die Folge der mangelnden Erziehung. Diese Nachteile liegen auf wirtschaftlichem Gebiet; nur weitgehende, wirtschaftliche Reformen, nur die Aenderung der Produktionsweise kann hier Abhilfe schaffen.

Die andere Quelle liegt auf geistigem Gebiet. Eine Ehe kann nur dann glücklich, nur dann sittlich sein, wenn sie aus inniger Zuneigung geschlossen wird. Wenn es schon eine, wie der Anonymus behauptet, falsche Berechnung ist, die Ehe aus Gewinnsucht oder Eitelkeit zu schließen, so gehen wir weiter, wir behaupten eine Ehe aus Gewinnsucht ist nichts anderes als eine immerwährende Prostitution, der Mann resp. die Frau, die nur aus einem dieser Gründe heirathet, prostituiert sich unausführlich und es giebt keinen Unterschied zwischen den gewöhnlichen Prostituirten und einer solchen Ehe, als den, daß eine Prostituirte ihre Liebhaber wechselt, dann aber auch das Recht hat, Liebhaber abzuweisen.

Aber die Ehen werden für das ganze Leben geschlossen, die Scheidung ist mit großen Schwierigkeiten verbunden, ist das richtig? Hält die Liebe zu einer und derselben Person ewig an? Der Verfasser bestreitet das und wir können ihm nur beistehen. Wenn aber die Liebe nicht ewig dauert, dann ist es geradezu verwerblich, die Ehe länger dauern zu lassen, als die Liebe währt, dann ist es geradezu erforderlich, die Scheidung zu erleichtern, es vor allen Dingen natürlich zu finden, wenn zwei Leute, die sich nicht verstehen oder achten können, auseinandergehen. Jetzt sind wir weit von diesem Zustand entfernt. Eine geschiedene Frau ist beinahe gleichbedeutend mit einer „Gefallenen“.

Die dritte Ursache der Erzeugung der unglücklichen Ehen ist die Stellung der Frauen in der heutigen Gesellschaft. Unser moralisches Gefühl verlangt es, daß eine Person, die Pflichten auf sich nimmt, auch bestimmte Rechte hat. Die Pflichten der Frau kann jeder Viedermann an den fünf Fingern herzählen, aber wenn

die Frauen Forderungen aufstellen, für die Pflichten auch Rechte haben wollen, dann nennt sie die Philisterhorde, unser Anonymus nicht ausgenommen, emanzipationswüthig. Schon von früh auf erhalten die Mädchen viel weniger Schulbildung als die Knaben, die jungen Leute kommen aus dem Hause, mit andern gleichaltrigen Genossen zusammen, wenn sie älter werden lesen sie Zeitungen, Bücher, gehen in Versammlungen, hören was in der Welt vorgeht, so bildet sich ihr Charakter. Die Mädchen werden von der Außenwelt hermetisch abgeschlossen, kein Geisteslaut dringt zu ihnen, man lehrt sie wenig und das Wenige nur oberflächlich, so verlassen sie die Schule und da sie nichts gelernt haben, das Elternhaus ihnen unendlich wird, so warten sie auf den Mann, der sie holen soll. Die meisten müssen aber von dem Tage, da sie die Schule verlassen, verdienen, sie müssen in die Fabrik, werden Angestellte eines Geschäfts, lernen arbeiten. Sie arbeiten wie die Männer und erhalten die Hälfte des Lohnes, sie erhalten Gehälter oder Löhne, mit denen auch das bescheidenste Mädchen nicht auskommen kann. Was bleibt ihnen denn übrig, als fleißig nach einem Mann Umschau zu halten und alle weiblichen Künste zu entfalten, einen Mann an sich zu locken. Gewiß ist für eine große Menge von Mädchen und Wittwen die Ehe eine Versorgungsanstalt, aber sie wissen selber wohl, daß diese Art Versorgungsanstalt gerade den Frauen Mühe und Arbeit in Hülle und Fülle bringen wird.

Dies einige Ursachen der unglücklichen Ehen, der zerrütteten Familienverhältnisse. Der Verfasser der Broschüre ist naiv genug, die Wirkung für die Ursache zu nehmen. Nicht die realistische Poesie ist es, die den Niedergang der Moral verursacht, nein der Niedergang der Moral auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens ist es, der die Dichter antreibt, die Krankheiten und Geschwüre unserer Gesellschaft offen und klar zu zeigen. Da giebt man den Mädchen eine völlig verkehrte Erziehung und wundert sich, wenn sie Puppen und Grassaffen werden, da entzieht man ihnen jede geistige Nahrung und wundert sich, daß sie für geistige Fragen kein Interesse zeigen. Da schließt man Ehen ohne jede Neigung, allein in Rücksicht auf das Geld und wundert sich, wenn die Familienverhältnisse zerrüttet, wenn die geheiligte Institution der Ehe angegriffen ist bis auf den Grund.

„Was sollen wir also thun?“ fragt Tolstoi, „nur nicht heirathen“ antwortet der Verfasser der Broschüre, d. h. ernsthaft genommen, den Untergang des Menschengeschlechts herbeiführen, daß ist der Bankrott der egoistischen bürgerlichen Denkungsweise, das Wort ist der Tod der heutigen bürgerlichen Ehe, der Untergang der bürgerlichen Klasse.

Aber aus der alten Form der Ehe entpuppt sich wie ein Schmetterling die neue Form. Gewiß, nur nicht heirathen wie die Meisten jetzt heirathen, die alte Ehe, gegründet auf dem bürgerlichen Besitz, sie soll aufhören, aber wir wollen die alte Ehe befreien von den bürgerlichen Schladen, die Liebe befreien von der Selbstsucht. Und wie das machen? Wenn wir jedem Mitglied der Gesellschaft ein genügendes Auskommen sichern, ist die materielle Noth gehoben; wenn wir zwei Leute, deren Liebe aufgehört hat, nicht mehr zusammenhalten, ist die zweite Ursache der unglücklichen Ehen gehoben; wenn wir den Frauen eine gute Erziehung geben wie den Männern, wenn sie für ihre Arbeit den gleichen Antheil an den Produkten der Gesellschaft erhalten, dann sind sie nicht mehr Frauen, die auf eine Versorgung lauern, sondern die nur ihrer Neigung Gehör schenken und die, wenn sie heirathen, liebende Genossinnen des Mannes werden. Das ist die neue Ehe der Sozialisten. „Schneider-Stg.“

*) Berlin, S. Coniger's Verlag.

Die Dienstmädchenfrage.

Wir hören und lesen allerwärts, wie schwer es sei, ordentliche Dienstmädchen, ja solche überhaupt zu bekommen. Es bildet dies Thema Stoff für die meisten Thee- und Kaffeegesellschaften der Damen der oberen Zehntausend. Und natürlich ist an diesem Uebel nur allein der Arbeiterstand schuld, aus dem ja die Dienstmädchen zum größten Theil hervorgehen; die Begehrtheit und Genußsucht der armen Bevölkerung wächst nach Ansicht dieser Damen von Tag zu Tag, man kann nicht begreifen, daß diese Mädchen lieber in die dumpfige Arbeitsstelle einer Fabrik gehen und sich bei geringem Verdienste nähren, anstatt sich „angenehme Stellung als Mädchen für Alles“ anzutreten. Wer jedoch nur einigermaßen die Gefindeordnung kennt und die Handhabung derselben von Seiten der Herrschaften, wird sich nicht länger wundern, warum solche Mädchen, die sich vom vierzehnten Jahre an ihr Brot selbständig verdienen müssen, lieber das scheinbar härtere Loos vorziehen demjenigen, das sie ganz zum willenlosen Sklaven macht, der wohl tagaus, tagein seine bestimmte Arbeitspflicht im Hause hat, sonst aber kein Recht der selbständigen Meinungsäußerung besitzt, oder gar das, sich zur Familie zählen zu dürfen.

Wir lassen hier eine Reihe Beweise folgen und glauben damit das famose Gesetz am besten zu illustriren:

Der sozialdemokratische Programmwurf fordert in seinem letzten Theile auch die Aufhebung der verschiedenen Gefinde-Ordnungen, wie sie in den einzelnen deutschen Staaten noch aus dem vorigen Jahrhundert her in Kraft sind. Wie nothwendig die Aufhebung dieser hart an die Leibeigenschaft streifenden Bestimmungen ist, geht aus folgender Entscheidung der Polizeiverwaltung in Osterwieck am Harz hervor:

In der Gefinde-Streitfrage des Gastwirths Adolf Müller zu Osterwieck, Klägers, wider die Dienstmagd Marie Hahn in Halberstadt, Beklagte, wird dahin entschieden, daß die Beklagte gehalten, den Dienst bei Kläger fortzusetzen und deshalb sofort nach Empfang dieser Entscheidung unter Androhung einer Geldstrafe von 30 Mark, welcher im Unvermögensfalle eine Haftstrafe von einer Woche substituirt wird, in denselben zurückzukehren.

Gründe: Die Beklagte hat sich bei Kläger für die Zeit vom 2. April 1891 bis dahin 1892 gegen Geben und Nehmen eines Mietgeldes im Betrage von 3 Mark als Magd vermietet, diesen Dienst auch rechtzeitig angetreten, denselben jedoch bereits am 14. April 1891 wieder und zwar deshalb verlassen, weil:

a) beim Vermieteten ihr nicht gesagt sei, daß sie auf der in dem Lokale des Klägers befindlichen Verpflegungsstation Arbeiten zu verrichten habe und

b) ihre Herrschaft — die Müller'schen Eheleute — sie mit Schlägen bedroht habe, sowie endlich

c) weil sie von der Ehefrau Müller in dem Familientreife derselben für eine Diebin ausgehimpft worden ist.

Kläger bestreitet, daß Beklagte in dem Zimmer der Verpflegungsstation Arbeiten zu verrichten gehabt hat, giebt aber zu, daß seine Ehefrau in Beziehung auf die Beklagte eine auf Diebereien hinzielende Aeußerung gethan hat, wozu dieselbe insofern dadurch Veranlassung gegeben habe, daß sie mehrere ihrer eigenen Kleidungsstücke um ihren Leib herum verwickelt angebunden hatte, um sich heimlich aus dem Dienste zu entfernen.

Die von der Beklagten angeführten Gründe, aus denen sie den Dienst verlassen hat, berechtigen sie keineswegs zum sofortigen Verlassen des Dienstes, ganz abgesehen davon, daß sie von dem Kläger theilweise bestritten werden (sfr. §§ 136 bis inkl. 142 der Gefinde-Ordnung vom 8. November 1810.)

Sonach hat Beklagte ohne gesetzmäßige Ursache den Dienst verlassen und rechtfertigt sich diese Entscheidung aus § 167 c und § 132 des Gesetzes über die allgemeine Landesverwaltung vom 30. Juli 1883.

Osterwieck, den 22. April 1891.

Die Polizeiverwaltung. J. B.: Schröder.

Die Rechtlosigkeit des „Dienstmädchen“ seiner „Herrschaft“ gegenüber wird durch die vorliegende Entscheidung deutlich gekennzeichnet. Der Dienstmädchen muß nicht nur die ärgsten wörtlichen und thätlichen Beleidigungen über sich ergehen lassen, er wird von der Polizei aufgegriffen und zwangsweise der Herrschaft wieder zugeführt, wenn er seinem unerträglichen Loos die Flucht zu entgehen versucht hat. Der Fall aus Osterwieck ist dabei gewiß noch nicht der schlimmste seiner Art. Der Ruf: Fort mit den Gefinde-Ordnungen! wird uns bei der Landtagitation gute Dienste leisten, und er wird um so lebhafteren Widerhall finden, je mehr sich ähnliches Material darbietet, wie die Entscheidung der Osterwiecker Polizeiverwaltung.

Die „Halberstädter Zeitung“ veröffentlichte folgenden Fall: Ein Dienstmädchen bei einem Bauern kommt in andere Umstände. Eines Tages sagte der Vater des Bauern: Trag einmal die Milch nach der Molkerei. Das Mädchen antwortet: Das wäre doch für sie in ihrem Zustande zu viel verlangt. Der alte Bauer:

„Du trägst die Milch fort, sonst sollst Du mal sehen, was passiert.“ Das Mädchen verläßt hierauf den Dienst. Der Bauer verweigert nicht nur die Herausgabe des Lohnes für sechs Monate, sondern verlagert das Mädchen noch dazu wegen geschwätzigen Verlassens des Dienstes. Das Mädchen wird vom Amtsvorsteher mit etwa sechs Mark Geldbuße belegt. Es erfolgt gerichtlicher Widerspruch. Das Schöffengericht in Halberstadt entscheidet: Das Dienstmädchen ist schuldig und wird bestraft. Gründe: Die Angeklagte will den Dienst verlassen haben, weil sie von dem Vater ihres Dienstherrn schlecht behandelt sei und weil sie, da sie schwanger, der geschuldeten Behandlung eine ausschweifende und ungewöhnliche Härte nicht erbliden werden. Es kommt auch dazu, daß nicht der Dienstherr, sondern dessen Vater diese angeblich schlechte Behandlung begangen haben soll. Nicht ist dieses erstere kein gesetzlicher Grund. Die Schwangerschaft berechtigt die Angeklagte zum Verlassen des Dienstes nicht, da gemäß § 142 der Gefindeordnung der Dienstdiener nur dann den Dienst sofort verlassen kann, wenn er durch schwere Krankheit zur Fortsetzung des Dienstes unvermögend wird. Schwangerschaft ist aber keine schwere Krankheit. Der Vater des armen Mädchens, welcher beim Termin mit anwesend war und mit einzuspriechen versuchte (jedemfalls nicht in der vorgeschriebenen Form — denn wo soll ein ländlicher Arbeiter die vorgeschriebenen Formen gelernt haben), wurde zwangsweise aus dem Sitzungssaal entfernt und ihm bei fernerer Auspeinigung Haftstrafe angedroht. Der Bruder der Verurtheilten ging nun zu einem hiesigen Rechtsanwalt, um Berufung gegen das Urtheil einzulegen. Er erhielt folgende Antwort: Jede Berufung ist zwecklos. Das Urtheil ist genau gemäß dem bestehenden Gesetze der Gefindeordnung gefällt. Die Herrschaft kann das Mädchen zwar jeden Tag fortjagen, wenn solches in andere Umstände kommt, das Mädchen darf aber nicht fort, wenn es sich in anderen Umständen befindet, selbst dann nicht, wenn ihr die Arbeit zu schwer wird. „Was“, sagte der Bruder, „und wenn von dem Mädchen Arbeit verlangt wird, die solche nicht leisten kann ohne das Leben ihres Kindes zu gefährden?“ „Darüber schreibt das Gesetz nichts vor“, erwiderte der Rechtsanwalt. „Und wenn sie niederkommt bei ihrer Arbeit, die sie nicht mehr zu leisten vermag, und wenn sie dazu noch mit Prügel bedroht wird, wie in diesem Falle?“ „Nun wenn Ihr Vater vor Gericht auch in diesem Tone gesprochen hat, kann ich mich nicht wundern, daß er aus dem Sitzungssaale entfernt worden“, erwiderte der Rechtsanwalt. „Diese Ueberforderung ist im Gesetz nicht vorgesehen, es ist auch nicht vorgesehen, wenn Gefinde von Angehörigen der Herrschaft bedroht oder gemißhandelt werden. Abgesehen davon, daß der zweite Fall hier nicht vorliegt und der erste Fall zweifelhaft ist, würde doch Ihre Schwägerin den Dienst nicht haben verlassen dürfen, selbst wenn der Vater der Herrschaft sie körperlich gemißhandelt hätte und etwas unmögliches an Arbeit von ihr gefordert hätte. Das Gesetz hat eben diesen Fall nicht vorgesehen.“ Wie gesagt, das Gericht hat ganz nach dem für das gemeine Gefinde bestehenden Gesetze das Urtheil gefällt. So — und was kostet das? „Sie sind mir für dieses Gutachten 3 Mk. schuldig.“

Als Beitrag zur Lage des städtischen Gefindes wird aus Dresden berichtet: Ein hiesiger Fleischermeister klingelte mitten in der Nacht seinem Dienstmädchen, um ihr einen Auftrag zu geben. Das Mädchen schläft aber im Nebenhaus und verging, bis sie sich nothdürftig angekleidet hatte, die Treppen im Nebenhaus herunter und im Vorderhause heraufgestiegen war, 7 Minuten, bis sie sich dort einfand. Das dauerte dem gestrengen Herrn aber viel zu lange, er nahm die Hundepfote von der Wand und schlug das Mädchen so, daß noch tagelang die Striemen am Leib und auf den Armen zu sehen waren. Das Mädchen war nun glücklicher Weise keine von denjenigen, die sich von der Herrschaft alles gefallen lassen, im Gegentheil, schnell gefaßt, riß sie dem Fleischermeister die Pfote aus der Hand und schlug ihm damit übers Gesicht, so daß dieser eble Herr jedenfalls auch einige Tage mit diesen Zeichen herumlaufen mußte. Daß derartige Szenen vorkommen können, liegt wohl hauptsächlich an unserer schönen Gefindeordnung, welche die körperliche Züchtigung der Dienstmädchen erlaubt. Wünschen wollen wir aber, daß solche eble und menschenfreundliche Herrschaften, die ihren Bildungsgrad in einer derartigen Behandlung der Dienstmädchen kennzeichnen, immer solche Mädchen bekommen, die ihnen den Lohn für ihre Unverschämtheiten auf der Stelle auszahlen.

Eine Gerichtsverhandlung können wir berichten, wo endlich eine Behörde fand, daß die Strafbestimmungen veraltet sind:

Görlitz, 22. Juni. Von der hiesigen Strafkammer wurde der Majoratsbesitzer Fehr. v. Rothkirch-Panthen zu 100 Mark Geldstrafe verurtheilt. Es war ihm zur Last gelegt worden, die Wärterin seiner Kinder zu Boden geworfen und mit Faustschlägen und Fußtritten mißhandelt zu haben. Das Schöffengericht hatte den Freiherrn auf Grund der Gefindeordnung freigesprochen,

das Landgericht aber nahm an, daß jene Bestimmung mit unseren modernen Anschauungen schon längst nicht mehr im Einklang stehe und unmöglich auf Züchtigung von dem Charakter der von dem Freiherrn v. Rothschild an der Kinderfrau verübten Anwendung finden könne.“

Doch wie selten kommt ein solcher Fall zur Anzeige, weil die Dienstmädchen schon von vornherein annehmen, daß sie eben Unrecht bekommen, weil sie meist keine anderen Zeugen haben als die „Herrschaft“ selbst. Daß auch der Strafparagraph der Gefindeordnung noch angewandt wird, wo es den „Herrschaften“ beliebt, davon giebt ein uns vorliegendes Strafmandat, das eine Behörde in der Umgegend von Berlin ausstellte, Zeugniß. Dasselbe lautet: „Sie haben sich in der letzten Zeit in ihrem Dienste bei — hieselbst, hartnäckigen Ungehorsam gegen die Befehle Ihrer Herrschaft zu Schulden kommen lassen und wird daher auf Grund des § 1 des Gesetzes vom 24. April 1854 eine Geldstrafe von 3 Mk. oder 1 Tag Haft festgesetzt.“ Wertwörtlich ist hierbei, daß diese Herrschaft aber den Ungehorsam erst herausfand, als das betreffende Mädchen wegen Arbeitsüberbürdung den Dienst gekündigt hatte. Leider hatte dasselbe nicht den Rechtsweg gegen die Strafe beschritten, sondern aus Furcht vor den weiteren Kosten dieselbe bezahlt. Das Mädchen war bekannt als Sozialdemokratin.

Im selben Ort ist es auch möglich, daß die Polizei einen Norm und zwingen wollte, sein Bündel, das bei einer Sozialdemokratin im Dienste ist, dort fortzunehmen wegen Gefährdung der Moral. Dieselbe Behörde fand aber nichts darin, daß das Mädchen vorher in Schanklokalen bedienstet war, wo es die Nacht hindurch bis zum hellen Morgen in der Kneipe mithelfen mußte, dort war die Moral jedenfalls weniger in Gefahr.

Die angeführten Fälle beweisen wohl, wie nötig ein gesetzlicher Schutz für die Dienstmädchen ist. Wird ihnen durch solches eine bestimmte Arbeitszeit festgesetzt, ein der Arbeit entsprechender Lohn gesichert, dann werden sich auch wieder Mädchen berechnen, die willig den Hausfrauen in Wahrheit zur Seite stehen. Heute wird von der maraischen Festigkeit der Dienstmädchen gegenüber ihren Dienstherrn und den Söhnen des Hauses, mehr verlangt, als bei dem beschränkten Bildungsgrad derselben verlangt werden kann. Dort, wo das unentbehrliche Mädchen für Alles nicht nur Arbeitsmaschine, sondern auch als ein Glied der Familie behandelt wird, hat man über die Dienstmädchen gewiß so selten zu klagen, wie diese über die Frauen.

Wenn aus den Kreisen unserer Leserinnen zu dem Verbleibenden noch Material geliefert werden kann, so wird auch dieses jener Sammlung beigelegt werden, welche zur Befestigung der veralteten Gefindeordnung dienen soll. Helft alle mit zur Lösung der Dienstmädchenfrage, welche in der verflachten Gefindeordnung gipfelt.

Zur Nothstandsfrage.

Daß die Preise der wichtigsten Lebensmittel noch immer in die Höhe gehen, scheint der agrarischen Presse nicht bekannt zu sein; die von der „Statist. Kor.“ soeben veröffentlichte Tabelle der Durchschnittspreise im Monat Juni bringt aber den Beweis, daß dem wirklich so ist. Danach kosteten 1000 Kilogramm Weizen 235 Mark (1 Mark mehr als im Mai); Roggen 208 Mark (7 Mark mehr); Rotherbsen 240 Mark (2 Mk. mehr); Kartoffeln 85,60 Mark (8,20 Mark mehr). Das Fleisch ist durchweg pro Kilogramm 1 Pfennig theurer geworden; ein geringen Trost gewährt es unter diesen Umständen, daß die Butter billiger geworden ist. Andererseits sind Eier und Käse im Juni theurer gewesen als im Mai. — Wie groß der gegenwärtige Nothstand ist, geht u. A. auch daraus hervor, daß die Stadt Leipzig einen Rekrutmandat für Armenunterstützung von 90000 Mark zu machen gehabt hat, als im Haushaltungsbudget angenommen war.

Von der böhmischen Grenze. Die Brotpreiserhöhung macht sich in den Grenzorten dadurch bemerkbar, daß viel mehr Brot in Mengen bis zu 3 Kilogr. aus Böhmen geholt wird als früher, weil es drüben viel billiger ist. So sind z. B. im Mai 20000 Doppel-Zentner Brot in kleinen Mengen zollfrei über die Grenze gebracht worden. Dies ist mehr als während des ganzen Jahres 1887. Bedenkt man, daß auf einmal nur 3 Kilogr. eingebracht werden dürfen, so läßt sich berechnen, daß dazu 675000 Gänge nöthig waren. Es sind also an jedem Tage des Monats Mai die Sonntage eingeschlossen, 22000 Menschen in Bewegung gewesen, um sich billigeres Brot aus Oesterreich zu holen. Wer durch solche Zahlen nicht zur Einsicht kommt, der ist entweder böswillig oder er ist blind für das, was um ihn vorgeht — gleichviel ob er Minister oder nur farteilbrüderlicher Zeitungs-schreiber ist.

Der „Reichs-Anzeiger“ tröstet das deutsche Volk für die hohen Brotpreise mit der Aussicht, daß die Weizenerte vorwiegend in Amerika sowohl als Indien einen guten Ertrag liefern

Planderei

von Frieda.

(Schluß.)

Alle übermenschliche Kenntniß schützte sie nicht vor einem Blitschlag, den sie vorausah, ohne ihn abzuwenden zu können, und der ihren herrlichen Baum zerschmetterte, damit auch sie vernichtet, die des Baumes Seele gewesen. Der tiefe Schmerz raffte auch Krot bald dahin, und das Volk oder vielmehr die Großen des Reiches beschloßen, an seiner Statt seine jüngste Tochter Libuscha zur Königin zu wählen. Die junge Herrscherin jedoch ließ sich nicht als Werkzeug Derer gebrauchen, die durch sie herrschen wollten, eben so klug und gerecht als sie schön und anmüthig war, füllte sie ihren Platz aus, daß sich kein Tadel an sie heranwagen durfte. Da beriethen die Großen untereinander, was zu thun sei, um nicht alle Macht im Lande zu verlieren. Die stattlichsten Ritter unter ihnen traten ehrfürchtvoll vor Libuscha und baten sie im Namen des gesammten Volkes einen Satten zu wählen, sie fügten das Versprechen hinzu, daß keiner der andern dem Glücklichen Zustimmung und Gehorsam verweigere.

Libuscha sah wohl ein, daß sie diesem Verlangen willfahren müsse. So ernannte sie aus den vornehmsten Herren einige zu ihren Gesandten, ihr den Gemahl zu holen. Ihr schneeweißes Lieblingspferd diente dem Zug als Führer und als Kennzeichen für die richtige Wahl sollte dienen, daß der Erwählte an einem eisernen Tisch sitzen werde.

Schon den nächsten Tag zu Mittag hielt das weiße Roß auf einem Felde an. Am Rain, im

Schatten sah ein junger Bauer bei der Mahlzeit, als Tisch diente ihm die umgestürzte Pflugchar. Die Herren mußten sich wohl dazu bequemen, den jungen Landmann in die Königsburg zu geleiten. Eingedenk ihres feierlichen Gelöbnisses durften sie auch nichts gegen ihn beginnen und mußten ruhig mit ansehen, daß Primislav feierlich als Gemahl Libuschas zum König gekrönt wurde und auf dem Gradstein der stolzen Königsburg thronte. Am Fuß des Schloßberges gründete Libuscha die Stadt Prag — das goldene Prag, wie es in den alten Chroniken heißt. Als die Königin nach langer und glücklicher Regierung starb, ergriff Primislav die Zügel der Herrschaft und keiner der Edlen dachte mehr daran, ihn anzuseinden, die Gefahr kam von unerwarteter Seite.

Libuscha hatte sich stets mit einem großen Gefolge von schönen und fröhlichen Mägdelein umgeben, die, zugleich Dienerinnen und Freundinnen, ihre Befehle vollzogen, ihr treu ergeben waren. Die hervorragendste unter ihnen, die der Königin am nächsten gestanden, konnte den Gedanken nicht ertragen, daß sie nunmehr nicht ferner an der Regierung Antheil haben sollte. Um sich diesen zu sichern, ließ sie Primislav ihre Hand antragen, die derselbe jedoch ablehnte. Es läßt sich wohl vermuthen, daß der alternde König des Frauenregiments müde war und sich nicht eine neue Herrin geben wollte. Aber Wlaska war nicht gesonnen, sich dieser Zurückweisung zu fügen. Sie rief ihre Gefährtinnen zusammen und erklärte sich zur Nachfolgerin der Königin, dem Kronräuber Primislav erklärte sie den Krieg.

Die Zahl ihrer Anhängerinnen mehrte sich täglich

und ehe noch der König an den Ernst der Bewegung glauben mochte, stiegen schon auf dem andern Ufer der Moldau auf schroffem Abhang schräg gegenüber dem Gradstein, die Mauern einer Feste empor, die bald vollendet war und den Namen Diewin (Mädchenburg) führte. Hier war der Frauen Hauptquartier, von hier aus zogen Wlaskas Getreue hoch zu Roß mit Schwertern, Kirren und Hörnerklang durch das Land.

„Und wenn das Kind sie hörte, begann's im Traum zu schrei'n. Auffuhr der Mann vom Schlafe, das Weib an seiner Seite ergriff geheimes Sehnen, in Wlaskas Schaar zu streiten. Sie schlich sich aus dem Hause, halb wachend, halb im Traum; stand Morgens sie in Diewin und wußt es selber kaum.“ So schildert der Dichter den seltsamen Zauber, den der Kriegsschrei auf die böhmischen Frauen ausübte. In kleinen Scharen müßeln, bei klug gepianten Ueberfällen trugen sie manchen Sieg davon und inzwischen verödeten die Weinstätten, in denen die Hausfrau fehlte, von Tag zu Tag in wachsender Zahl.

Der Nothschrei aus allen Theilen des Landes trieb endlich den König zur Anspannung seiner Kräfte. Er sammelte ein großes Heer, besiegte die Frauen und belagerte die Mädchenburg. Nach tapferem Widerstand wurde die Burg erkrümmt und zerstört und die Frauen, welche der Vernichtung entgangen waren, zerstreut sich ins Land und kehrten an den häuslichen Herd zurück. Sie waren zu sehr vermisst worden, um nicht mit Freuden aufgenommen zu werden.

Knechte
versende jede Bahnstation franco
zu billigen Preisen.
S. W. von Ralczewski.
Posen.

Ein „Rittergutsbesitzer“ Kindler sucht für sein angeblich bei Rauen belegenes Gut ein Dienstmädchen. Ein solches meldete sich und wurde von der Nichte des Herrn von Berlin abgeholt. Anstatt nach einem Rittergute brachte diese das unerfahrenen Mädchen in ein gewöhnliches Mietshaus zu Rauen und von dort — angeblich wegen Raummangels — nach einem daselbst belegenen Restaurant mit — Damenbedienung. Das Mädchen erklärte, daselbst nicht verbleiben zu wollen, wurde darauf nach dem erwähnten Hause zurückgebracht und dort in einem im dritten Stockwerk belegenen Zimmer eingeschlossen. Erst nach Verlauf von zwei Tagen gelang es der Befangenen, sich Passanten bemerkbar zu machen und ihrer in Berlin wohnhaften verheirateten Schwester Nachricht geben zu lassen. Letztere reiste sofort nach Rauen und veranlaßte die Rückkehr des Mädchens nach Berlin. Der angebliche „Rittergutsbesitzer“ entpuppte sich als der Gefindevermieter D., gegen welchen auf Grund der Anzeige des Mädchens die Untersuchung eingeleitet worden ist.

Wir glauben hiermit den Sklavenhandel in Deutschland genügend nachgewiesen zu haben; auch die härtesten Kolonialschwärmer sollten hiernach einsehen, wie viel nötiger wir im eigenen Lande eine strenge Untersuchung der angeführten Zustände hätten.

Die Agitation unter den Kellnerinnen und die bürgerliche Presse.

Das Verhalten der bürgerlichen Presse gegenüber der von Seiten der Sozialdemokratie eingeleiteten Agitation unter den Kellnerinnen Berlins hat diese Presse wieder einmal in ihrer ganzen Verkommenheit gezeigt. Es war längst bekannt, daß die Zustände im Kellnerinnengewerbe in wirtschaftlicher und sittlicher Beziehung sich allmählich zu einem Abwärts ausgebildet haben, welcher dringend der Abhilfe bedarf. Auch die Bourgeoisie wußte das, und die besseren von den bürgerlichen Blättern hielten sich in früheren Jahren sogar für verpflichtet, gelegentlich einmal dagegen zu schreiben. Trotzdem fiel es Niemandem ein, ernstlich Hand anzulegen, um Abhilfe zu schaffen. Die Zustände in den Kellnerinnenneuzweigen wurden sorgfältig konserviert, denn sie waren ja unentbehrlich zum Amusement der Bourgeoisie. Man verhielt sich dem Kellnerinnenunwesen gegenüber nicht anders als gegenüber der Prostitution, die man ja auch gelegentlich als „Pestbeule“ bezeichnet, um sie gleich darauf als „Nothwendigkeit“ zu verteidigen. Und wer sich zur Kellnerin oder gar zur Prostitution hergibt, sagt die Bourgeoisie — hergeben muß, möchten wir sagen, — der ist ja gut genug dazu.

Als endlich vor wenigen Wochen die Beseitigung der Mißstände im Kellnerinnengewerbe von der Sozialdemokratie gefordert und eine darauf abzielende Agitation begonnen wurde, da wurden die leitenden Personen von der bürgerlichen Presse nicht nur nicht unterstützt, sondern es wurde ihnen geradezu entgegengehandelt. Die wirtschaftliche Lage der Kellnerinnen war mit einem Male gar nicht so schlimm, und über die sittlichen Bedenken suchte man sich dadurch hinwegzusetzen, daß man das schamlose Treiben plötzlich als liebenswürdiges Leichtsinns an sah. Die freikonservative „Post“ begleitete die Ankündigung der ersten Kellnerinnen-Versammlung mit häßlichen Bemerkungen, und das „freisinnige“ „Aleine Journal“ ließ sich dadurch zu einer lästernen Schilderung der berüchtigten Berliner „Damenneuzweigen“ begeistern. Die Ankündigung wurde auch von den meisten anderen bürgerlichen Blättern gebracht, nahm sich darin aber fast wie ein leiser Wink für den „gebildeten“ Rob Berlins aus. Sie wurde denn auch als Wink aufgefaßt, und der „gebildete“ Rob that sich mit dem „ungebildeten“ zusammen, um die Versammlung zu stören. Fast die gesamte Presse Berlins und der größeren Provinzialstädte brachte sensationell zugestuzte Berichte, deren Abicht unverständlich war, die Bewegung zu diskreditieren. Sämtliche Blätter, mit Ausnahme eines einzigen, brachten auch die vollen Namen der Kellnerinnen, welche in der Versammlung zu sprechen gewagt hatten; zum Glück waren die Namen aber meist in verunstalteter Form wiedergegeben worden. Ein einziges Blatt wagte, auf den tiefen Kern der in wirtschaftlicher wie sittlicher Beziehung berechtigten Bewegung hinzuweisen.

Die „humoristisch“ pikanten Berichte über die ersten Versammlung bewirkten, daß sich zur zweiten Versammlung, in welcher Frau Ihrer-Belten über die „wirtschaftliche Lage der Frau im Allgemeinen und der Kellnerinnen im Besonderen“ sprach, alle radaulustigen Elemente einfanden, welche den eigentlichen Zweck der Versammlung dadurch zu vereiteln suchten und teilweise auch vereitelt haben, daß sie den Saal lange vor Eröffnung besetzten und so den erst später von langer Arbeit freierwerbenden Kellnerinnen den Zutritt unmöglich machten. Ueber die pöbelhaften Ständale, welche der „gebildete“ Rob in der Versammlung wie draußen auf der Straße verurtheilt, hat die bürgerliche Presse aller Parteilichkeiten, die Nuckelpresse diesmal nicht ausgeschlossen, gemessenhaft berichtet. Unter dem Schein sittlicher Entrüstung hat sie ihren Lesern einen gepfefferten Bericht vorgelegt, von dem sie genau wußte, daß er die eigentlich beabsichtigte Wirkung, dem sensationell-lüsterne Lesepublikum ein prickelndes Behagen zu verschaffen, nicht verfehlen würde. Die meisten Blätter hatten übrigens den Muth, einzusetzen, daß die Radaumacher dem sogenannten „anständigen“ Publikum angehört haben. Nur die „freisinnige Zeitung“ hat die betreffende Stelle in dem gleichlautenden Bericht gestrichen, entweder weil sie ihre Leser, die jedenfalls mit Rabau gemacht haben, nicht beleidigen wollte, oder weil sie den Glauben erwecken wollte, daß diese schamlosen Auftritte den Sozialdemokraten zuzuschreiben seien. Das „A. Journal“ wird plöblich sittsam und giebt den Leitern der Bewegung gute Rathschläge, wie die Wiederholung solcher Szenen in Zukunft zu verhüten sei. Wir möchten das von pikantem Schmutz lebende Blatt gleich den anderen bürgerlichen Blättern bitten, uns mit ihren Rathschlägen zu verschonen und lieber in Zukunft über die Kellnerinnenversammlungen keine sensationell zugestuzten Berichte zu bringen, die das radaulustige Publikum anlocken. Für die Ständale, die sich aus Anlaß der letzten Versammlung abgespielt haben, ist einzig und allein die bürgerliche Presse, die sich jetzt so darüber entrüstet, verantwortlich zu machen.

Geradezu widerlich wirkte es, wenn Blätter, in deren Spalten sich fast täglich allerlei lästere Geschichten finden, ob der in der Versammlung gehaltenen Reden schamhaft ihr Gesicht bedecken zu müssen glauben. Der „Berliner Börsen-Courier“ schreibt z. B.: „Die Ausführungen sind nicht einmal anzudeuten, geschweige wiederzugeben.“ Ja, das beweist doch nur, daß die Agitation unter den Kellnerinnen berechtigt ist. Oder wünscht das Blatt vielleicht, daß diese Zustände, die ihm so häßlich dünken, daß es sie seinen jactanzählenden Lesern nicht einmal andeuten möchte, noch länger bestehen bleiben? „Ein Herr, der mit einer Kellnerin ukt“, heißt es dann weiter, um das angeblich unzuchtige Treiben der Kellnerinnen zu kennzeichnen, „sollte hinausgewiesen werden“.

wird, als die der Weber jetzt, die eben ständig dem Verhungern nahe sind. Wenn die erwachsenen Weber nicht bereits so ausgemergelt wären, so würde man zweifellos auch versucht haben, diese in den landwirtschaftlichen Betrieben anzustellen; aber „es lohnt nicht“, deshalb fällt es den „Humanitätsaposteln“ auch nicht ein, Zeit, Geld und Mühe für diesen Zweck zu verlieren.

Der Sklavenhandel.

Im Bundesrathe ist beschlossen worden, dem Reichstage den Entwurf eines Gesetzes, betreffend die Bestrafung des Sklavenhandels, vorzulegen. Es sind in dem Entwurfe äußerst strenge Strafen vorgesehen; die Theilnehmer und Veranstalter der Raubzüge sollen mit Zuchthaus bestraft werden, die Veranstalter nicht unter drei Jahren; ebenso sollen alle Theilnehmer mit Zuchthaus nicht unter drei Jahren bestraft werden, wenn bei dem Raubzuge der Tod einer der geraubten oder zu raubenden Personen herbeigeführt worden ist. Sklavenhändler und ihre Helfershelfer trifft Zuchthausstrafe von unbegrenzter Dauer; bei mildernden Umständen soll auf nicht weniger als drei Monate Gefängniß erkannt werden.

Wenngleich wir der Abschreckungstheorie in Afrika noch weniger Wirkung zuschreiben, als im zivilisirten Europa, so wollen wir wünschen, daß es gelingen möge, dem Sklavenhandel auf dem deutschen Kolonialgebiete ein Ende zu machen, resp. ihn möglichst einzuschränken, damit die Zeitungen nicht wieder berichten können, dieses barbarische Unwesen bestehe dort nach wie zuvor. Wir haben mit den Menschenjägern und Menschenhändlern nicht das geringste Mitleid und gönnen ihnen die härtesten, in dem Gesetze vorgesehenen Strafen. Leider können wir uns keine Illusionen über die Wirkung des Gesetzes machen, denn der Sklavenhandel ist ein lohnender Erwerbszweig für eine ganze Bevölkerungskategorie gewesen und diese wird denselben Kampf gegen das Verbot des Sklavenhandels beginnen, wie etwa bei uns die Schmuggler gegen die Einfuhrverbote, womit wir die Schmuggler mit den Menschenhändlern natürlich nicht auf eine Stufe gestellt haben wollen.

Im Uebrigen können wir uns in diesem Augenblicke, da wir von einer großen Theuerung bedroht sind, nicht gar so sehr für die Regier in Ostafrika interessieren, und wir hätten es für viel angemessener gehalten, der Bundesrath hätte sich zu dem Entschlusse aufgefaßt, dem ausländischen Getreide die Thore Deutschlands zu öffnen. Wenn wir billigeres Brot bekommen hätten, so wäre dies für ganz Deutschland — die Agrarier ausgenommen — unendlich wichtiger und segensreicher gewesen, als die Bekämpfung des Sklavenhandels in Ostafrika.

Aber das Gesetz hat in unseren Augen einen ungeheuren Fehler, den wir ganz besonders betonen müssen. Es ist zwar nicht ausdrücklich gesagt, daß sich seine Bestimmungen nur auf Ostafrika beziehen, aber es geht dies aus dem ganzen Inhalt des Gesetzes hervor.

Wenn es nach unseren Wünschen ginge, so müßte das Gesetz auch auf die Sklavenjäger und Menschenhändler in Deutschland selber angewendet werden können, die weißen Sklaven sehen uns doch recht eigentlich näher als die schwarzen.

Ganz entrüstet werden nun einige Tugendspiegel von Philistern sagen, bei uns gäbe es doch keine Sklaven.

Regierklaven freilich nicht, und auch keine formelle Sklaverei, wie im Orient. Aber es giebt bei uns doch eine faktische Sklaverei und wir wollen den Tugendspiegeln einige Kategorien aufzählen.

Lamartine nennt irgendwo die Abhängigkeit vom Kapitalismus „die moderne Sklaverei, gemildert durch den Arbeitslohn“. Wir wollen aber von dem gesammten Proletariat gar nicht sprechen, sondern nur einige Beispiele von Menschenhandel in der bürgerlichen Gesellschaft anführen.

Es giebt Händler mit läudlichen Arbeitern, die so unverkämmt sind, ihre „Waare“ in den Blättern anzuzeigen. Daß die armen Tagelöhner dabei über den Löffel barbiert werden, versteht sich von selbst.

Aber das ist ein leichter Fall. Wir erinnern an die Menschenhändler, die es sich zum Geschäft machen, unglückliche Mädchen in öffentliche Häuser zu liefern. Diesem Menschenhandel kräftig zu steuern, läge mehr in Deutschlands Interesse, als den Sklavenhandel in Ostafrika zu bekämpfen.

Der Menschenhandel bringt auch in Deutschland Rinsen und Renten ein. Ein flagranter Fall der Art spielte sich jüngst in Würzburg ab. Ein Haus, in dem sich ein Bordell befand, die Berichte beschäftigt hat. Es stellte sich heraus, daß das Haus mit mehrfachen Hypotheken belastet war und daß die Hypothekensbesitzer außer der 4 1/2 prozentigen Verzinsung auch noch eine besonders monatliche Abgabe von 100 bis zu 600 M bezogen, welche Summen natürlich ebenso wie die Zinsen dadurch aufgebracht wurden, daß die unglücklichen Weiber, die in dem Hause untergebracht waren, dem niedrigsten aller Gewerbe sich hingaben. Der Staatsanwalt sagte, für ihn stünde der Erwerb der Hypothekensbesitzer unter dem Erwerb der öffentlichen Mädchen!

Wir erinnern hier flüchtig an den Handel mit Kellnerinnen, die sich gänglich in der Hand und Gewalt der sie ver-miethenden Agenten befinden.

Und ist doch kaum ein Jahr vergangen, daß man in Berlin einen ganzen Transport von Mädchen aus Ostpreußen aufhielt, denen man vorgebetet hatte, sie sollen in gute Dienststellungen kommen, die aber in Wahrheit zum Verkauf an öffentliche Häuser bestimmt waren.

Solcher Fälle könnten noch viele andere aufgezählt werden und es wäre wohl verdienstlich, wenn man den europäischen Menschenhändlern und Sklavenjägern energischer zu Leibe ginge, als bisher geschehen.

So lange aber dies nicht geschieht, können wir uns weniger um Afrika bekümmern. Wir wünschen den armen Regern alles Gute, da ihnen die „Zivilisation“ ohnehin manchmal sonderbar genug vorkommen wird; aber in diesem Fall sind wir wahre Patrioten und Deutschland liegt uns näher als Afrika.

Zum weiteren Beweis lassen wir eine Notiz folgen, die besser als alles Angeführte beweist, daß auch bei uns der Sklavenhandel noch in Blüthe steht.

„Zum Handel mit Menschenfleisch.“ Die Arbeiterpresse hat sich in letzter Zeit viel mit den Geschäftspraktiken verschiedener Vermittler ländlicher Dienstboten, namentlich solcher aus den östlichen Provinzen importirt, beschäftigt, wobei besonders ein Herr Romberg in Berlin nicht gut weggekommen ist. So stand bald auch dessen Inserate, worin er Knechte, Mägde ufm. „offerirte“, waren, die nachfolgenden sind noch empörender. Hier werden die Arbeiter thatsächlich wie eine Waare, wie Ziegelsteine, Kartoffeln oder fette Gänse behandelt. Wir entdeckten bei beiden Inserate zufällig in der Zeitung „Industrie und Landwirtschaft“ vom 18. März 1891.

Dort stand zu lesen:
Fabrik-Arbeiter sind zu haben bei
S. W. von Ralczewski.
Posen.
Gegründet im Jahre 1882.

werde. Allein das deutsche Volk ist seiner ungeheuren Mehrzahl nach kein Weizenbrot, weil ihm dieses zu theuer ist. Der eigentliche Trost des „Reichs-Anzeigers“ — der dabei offenbar die berühmte Rein-Rothhand-Rede des Herrn Reichskanzlers im Bewußtsein hatte, entspringt jener naiven Weltanschauung, welche die französische Prinzessin einst während einer Hungersnoth vor der Revolution den schon einmal von uns zitierten Ausspruch thun ließ: „Wenn die armen Leute kein Brot haben, dann sollen sie Kuchen essen.“

Das deutsche Volk wird von diesem Weizenrost ebenso wenig mit werden, wie das französische von jenem Kuchentrost. Und wird in der Güte und Massenhaftigkeit des theueren amerikanischen und englischen Weizens keine Rechtfertigungsgründe dafür erblicken, daß ihm das Roggenbrot in dieser theuern Zeit noch um 25 pCt. vertheuert wird, damit die Herren Großgrundbesitzer sich die Taschen mit Gold füllen können. Fort mit dem Kornzölle!

In Berlin ist im verflohenen Jahre um 4 Millionen Mark weniger Fleisch umgesetzt worden als im Vorjahre. In Mannheim wurden an Fleisch verbraucht im Jahre 1888 4877 000 Kilogr., im Jahre 1889 4830 000 Kilogr und im Jahre 1890 4668 000 Kilogramm. Die „Frankf. Zig.“ bemerkt dazu: Wir sehen hier den Abnahme des Fleischkonsums, trotzdem die Bevölkerung, wie die letzte Volkszählung ergab, einen jährlichen Zuwachs von 2500 Seelen aufwies. Legen wir diese wachsende Bevölkerungsziffer einer Ermittlung zu Grunde, wie viel Fleisch auf den Kopf der Bevölkerung trifft, so erhalten wir für
1888: 67 1/4
1889: 63 1/2 und
1890: 58 3/4 Kilogramm.

Ein Minderverbrauch also von 17 Pfund Fleisch pro Kopf innerhalb drei Jahren.

Auch die soeben veröffentlichte Statistik des Fleischverbrauchs in der Stadt Leipzig liefert einen beachtenswerten Beitrag zur Fleischfrage. Nach dieser Statistik ist in den letzten Jahren ein ganz bedeutender Rückgang des Fleischkonsums zu konstatiren. Während nämlich im Jahre 1888 täglich auf den Kopf der Bevölkerung 201 Gramm entfielen, betragt der Minderverbrauch im Jahre 1889 pro Kopf 26,7 pCt. oder 53 Gramm.

Bedenkliche Folge der Lebensmitteltheuerung. In Berlin werden in letzter Zeit und besonders auffällig in den letzten Wochen unerschwinglich viel Kinder, hauptsächlich solche, welche von den Eltern hilflos verlassen sind, der Armenverwaltung übergeben. — Dr. Ludwig Fuld weist im Aprilheft der „Allstr.“ darauf hin, daß die neueste Statistik eine erhebliche Vermehrung der Vergehen gegen das Vermögen und Eigentum nachweise. Fuld bringt diese Vermehrung in Verbindung mit den höheren Lebensmittelpreisen und weist dies nach durch graphische Darstellungen. Die Kurven der Lebensmittelpreise und Diebstähle bewegen sich wesentlich einander parallel.

Bittau. Für den herrschenden Nothstand ein neuer Beweis ist die Thatfache, daß im Hauptzollamtsbezirk Bittau im Monat Mai von Böhmen 33 000 Brote, je sechs Pfund, die bekanntlich steuerfrei über die Grenze gebracht werden können, eingeführt wurden, und das nur in einem einzigen Hauptzollamtsbezirk. Das Numeraide marschiren täglich ganze Kolonnen mit Kördern nach Böhmen, um von dem Rechte der zollfreien Einfuhr den möglichsten Gebrauch zu machen, und zwar befinden sich unter denjenigen, welche sich billiges Brot und Mehl von jenseits der Grenze holen, auch viele Leute, die bei den letzten Wahlen konservativ gestimmt haben.

Aus Noth zur Diebin geworden. Mit dem Rufe: Haltet die Diebin! wurde gefesselt in der Brunnenstraße eine Frau verfolgt und schließlich derart niedergeschlagen, daß sie eine schwere Schenkwunde davontrug. Die Frau hatte von dem Wagen eines Reinoldsdorfer Bäckers ein Landbrot gestohlen. Sie erzählte, daß sie Wittve eines Tagelöhners sei, nicht einen Pfennig mehr von dem Leben gehabt, und, um ihren vier armen Kindern den Hunger stillen zu können, die Verzweiflungsthat begangen habe. Der Reinoldsdorfer Landbrothändler beruhigte sich erst, als ihm von dem Wege kommenden Bauarbeiter 50 Pfennige für das Brot aus seiner Tasche gab. Derselbe veranstaltete nun unter der Renge eine Hutfammlung und in wenigen Minuten konnte er der noch immer heftig blutenden einen recht ansehnlichen Geldbetrag in den Schooß schütten.

Die Kartoffelrevolte in Rowawes wird möglicherweise noch nachspiel vor Gericht haben, da einige Frauen, die dabei theilhaftig, von den Gendarmen aufgeschrieben wurden. Als eine Frau arreirt werden sollte, rief sie dem Gendarmen zu: „Dann seien Sie nur gleich noch meine sechs Kinder, die haben Hunger und werden dann doch im Gefängniß gefüttert.“

Die Preissteigerung der wichtigsten Lebensmittelpreise wie sie sich aus dem Mai zu Juni 1891 fortgesetzt hat, ergibt sich aus den Durchschnittspreisen des preussischen Staates, welche von der „Statistische Korrespondenz“ des amtlichen statistischen Bureau veröffentlicht. Darnach betragen die Preise in Mark und die Tonne = 1000 Kilogr. (die Preise aus Mai 1891 sind in Klammern hinzugefügt) für Weizen 235 (234), Roggen 208 (207), Gerste 169 (168), Rotherbrenn 240 (238), Kartoffeln 77,4 (77,4), Richtstroh 51 (49,7), Eier Schod 292 (287), Weizenmehl pro Kilo in Pfennigen) 40 (38), Roggenmehl 35 (34). Auch die Fleischpreise sind im Monat Juni wieder in die Höhe gegangen. Diefelben betragen pro Kilo in Pfennigen für Rindfleisch 128 (127), Schweinefleisch 129 (128), Kalbfleisch 123 (122), Hammelfleisch 126 (125). Eine Preisermäßigung zeigten nur Butter mit 173 (175), Linsen 420 (421), Heu 54 (54,9) und Hafer 210 (231). Angesichts der traurigen Ernteberichte aus Ostpreußen werden die Preise leider ihre steigende Tendenz auch weiter beibehalten. Die Regierung wankt und weicht aber nicht.

Wie den Agrariern bekanntlich Alles zum Besten dienen muß, um ihre Taschen zu füllen, so machen sich die schlesischen Grundbesitzer auch die Noth unter den schlesischen Weibern zu Nute. Diese zahlen, wie ihre Brüder in Ost- und Westpreußen, Posen u., ihren Arbeitern bekanntlich solche Hungerlöhne, daß dieselben dabei nicht zu existiren vermögen und ihr Geld im Westen suchen. Die „Sachfengängerei“ hat den „landwirtschaftlichen Arbeitgebern“ in jener Gegend schon manche Kopfwehmerzen verursacht, und man hat hin- und hergehoben, wie dem Arbeitermangel abzuhelfen sei, — ohne daß man mehr zu zahlen brauche. Mehr kosten dürften etwa zu ergreifende Vorregeln natürlich nicht; denn sonst verfehlen sie ihren Zweck. Jetzt ist es den schlesischen Grundmagaten gelungen, ein neues Mittel zu finden, das ihnen helfen soll. Die Kinder der armen schlesischen Weberfamilien werden, wie der Provinzialausschuß der Provinz hat und wozu er einweisen eine Summe von 2000 Mk. „Versuchspesen“ auswarf, ihren Eltern für 30 Mark pro Kopf und Jahr abgemietet, zur Landwirtschaft überführt und dort beschäftigt. Nach und nach sollen im Ganzen 500 Weberkinder auf diese Weise untergebracht werden. Natürlich verfehlen die Großgrundbesitzer nicht, sich dabei als Menschenfreunde, die dem Elend verfallene Proletarierkinder dem letzteren zu entreißen und opfermüthig sind, aufzuspielen; sie trüben förmlich von Humanität und Nächstenliebe. Ob sich aber diese unglücklichen Kinder eines degenerirten Volkes unter dem Joche dieser Herren überhaupt viel besser stehen werden, als jetzt ihre Eltern, muß allerdings erst abgewartet werden, wenn ja auch nicht gelugnet werden kann, daß ihre Lage nicht eine so traurige sein

Der Berichterstatter hätte immerhin hinzufügen können, daß es die Kellnerinnen waren, die die Hinausweisung des rohen Patrons verlangten.

Die Provinzialpresse plappert das Gewäsch der Residenzblätter natürlich gedankenlos nach. Die „Kölnische Zeitung“ hat die Forderung, von einem wüsten Gelage zu reden, das die „Macher“ veranstaltet hätten. Umgekehrt sind der Berliner „Volkzeitung“ die „Macher“ zu sittem und zünftig. Das Blatt, welches der Lohnbewegung des arbeitenden Volkes freundlich gegenübersteht, stellt in einem überaus rohen Artikel die Kellnerinnenbewegung auf eine Stufe mit dem Treiben der Heißarmee. Daß die Muckerblätter „Reichsbote“ und „Kreuzzeitung“ mit keinem Wort für die Beseitigung der schamlosen Zustände in den Kellnerinnenkneipen eintreten, sondern die Bewegung in genau demselben rohen Tone, wie die „freisinnigen“ Blätter, herunterreißen, sei nur nebenbei erwähnt.

Die bürgerliche Presse sollte sich endlich einmal auf sich selbst und ihre Aufgabe besinnen. Sie sollte einsehen, daß sie die Pflicht hat, Mißstände aufzudecken und beseitigen zu helfen, und daß sie mitschuldig wird an den Standalen der Versammlungen wie an der Bergewaltung der Kellnerinnen durch Agenten, Wirthe und Gäste, indem sie sich der Bewegung feindlich gegenüberstellt. Schlagender als durch ihr schamloses Verhalten gegenüber der Kellnerinnenbewegung hätte sie den Beweis nicht liefern können, daß das arbeitende Volk — und dazu gehören auch die ausgebeuteten Kellnerinnen — von den bürgerlichen Parteien nichts zu erwarten hat.

Arbeiterbewegung.

Berlin. Eine öffentliche Versammlung der in den Gastwirthschaftsbetrieben beschäftigten Arbeiterinnen (Kellnerinnen) tagte am 30. Juni, Nachts 12 Uhr, unter der Leitung des Genossen Ober. Zum ersten Punkt der Tagesordnung: Die wirthschaftliche Lage der Gastwirthschaftlichen Arbeiterinnen und wie ändern wir dieselbe? erhielt zunächst Genosse Reichling das Wort. Derselbe schilderte die moderne Arbeiterbewegung und deren Ursache und Berechtigung und gina dann auf den Kellnerinnenberuf ein. Die Arbeiterschaft habe eingesehen, daß ihr nicht fremde, sondern einzig und allein die eigene Kraft helfen könne, und nach Erkenntniß dieser Thatsache sei sie eingetreten in den Kampf für Recht und Freiheit; Arbeiter sowohl wie Arbeiterinnen. Auch die Kellnerinnen wären nichts anderes denn Arbeiterinnen und in wirthschaftlicher Beziehung vielleicht noch bedeutend schlechter gestellt, da sie keinen Lohn bekämen, sondern auf die Almosen der Gäste angewiesen seien. Redner forderte die Kellnerinnen auf, sich zur Hebung ihres Gewerbes zusammenschließen, da nur durch Einigkeit etwas zu erreichen sei.

Hierauf erörterte Zsl. Wabnitz in Vertretung von Frau Ihrer die Stellung der Kellnerinnen in pekuniärer und besonders in sittlicher Beziehung. Es sei zu beklagen, daß die Kellnerinnen gewissermaßen als Menschen zweiter oder gar dritter Klasse betrachtet und als willkommene Objekte zur Befriedigung des Sinnenspiegels der Männer angesehen würden. Zsl. Wabnitz forderte die Kellnerinnen auf, organisiert dem vereinnten Unternehmesthum entgegenzutreten.

In der Diskussion sprachen mehrere Kellnerinnen. Die erste Rednerin erklärte, die Lage der Kellnerinnen sei in zweifacher Hinsicht eine durchaus unwürdige, ja geradezu widerliche. Sie bezog von den Restaurateuren keinen Gehalt, sondern seien darauf angewiesen, den notwendigen Unterhalt gleichsam als ein Almosen von den Gästen anzunehmen. Da müßten die Kellnerinnen auf Befehl des Wirthes mit den Gästen kneipen, damit dieselben tüchtig Geld ausgeben; widerseze sich eine Kellnerin dem Anfinnen des Wirthes, so habe sie unbedingt ihre Entlassung, vielleicht sogar noch körperliche Mißhandlungen zu erwarten. Dabei sei das Essen der Kellnerinnen über alle Maßen schlecht und absolut unzureichend, so daß die Mädchen gezwungen wären, sich zu ihrer Sättigung entweder selbst Nahrungsmittel zu kaufen oder sich solche von den Gästen spendieren zu lassen. Der Verdienst der Restaurateure sei ein enormer, denn eine Flasche Wein im Werthe von höchstens 1,25 Mark werde für 5-6 Mark verkauft. Grübnerbier gebe es 33-40 Flaschen für 2 Mark, trotzdem werde die Flasche mit 30 Pf. verkauft.

Eine andere Kellnerin gab äußerst interessante Aufschlüsse über das „Pantschen“ der Restaurateure. Zu allen derartigen Manipulationen müßten die Kellnerinnen hilfreiche Hand bieten. Das müsse aufhören und ebenfalls die unwürdige Behandlungsweise von Seiten der Gäste. Wolle ein Restaurateur die Damenbedienung in der bisherigen Weise fortgeführt wissen, so möge er die Gäste durch seine Frau oder seine Tochter bedienen lassen. (Lebhafter Beifall.)

Ein Restaurateur, Hr. Timm (Passage), äußerte sich dahin, daß die von den Rednern und Rednerinnen vorgebrachten Klagen vollständig gerechtfertigt seien; er wolle wünschen, daß die Kellnerinnenbewegung Erfolg habe.

Die Versammlung, welche hauptsächlich infolge der Anwesenheit von „Lebemannern“, die sich die Sache zum Zug machten, überaus stürmisch verlief, nahm schließlich eine Resolution an, in welcher sie den Ausführungen der Referenten zustimmte und das Bureau beauftragte, alles zur Errichtung einer Organisation Erforderliche vorzunehmen, insbesondere die nächste Versammlung einzuberufen und in dieser den Entwurf eines Statuts vorzulegen. Hoffentlich ist man so klug, zu den weiteren Versammlungen außer den etwaigen Referenten und Zeitungsberichterstattern nur Kellnerinnen und allenfalls Restaurateure, die sich legitimiren können, zuzulassen.

Es haben über diese Versammlung alle Zeitungen, — die sonst geistlich über die Arbeiterinnenbewegung schweigen, um der Welt den Schein zu bewahren, als gäbe es eine solche nicht mehr — Berichte gebracht und zwar meist solche, die damit begannen, die Sache in das lächerlichste und schlechteste Licht zu stellen, doch am Schlusse mußten alle zugeben, es bestünden auf diesem Gebiete allerdings arge Mißstände; trotz alledem diese Miße, nun man ist es ja bei uns nicht anders gewohnt, als daß man sich über die schreißendsten Nothstände lustig macht. Ganz besonders die „National-Zeitung“ ist es, die da bestimmt weiß, daß alle Arbeiterinnen-Bereine an inneren Zwistigkeiten zu Grunde gegangen sind. Sollte man wirklich nicht mehr wissen, daß auch die Genannte seinerzeit lange Berichte brachte über die polizeilichen Auflösungen der Vereine und die damit zusammenhängenden Prozesse; sind das vielleicht „innere Zwistigkeiten“ gewesen? Sollte die „N.Z.“ auch noch nie gehört und gelesen haben, daß die Bewegung der Frauen und Mädchen sich längst der sozialdemokratischen Partei gleich nach jenem sensationellen Prozesse offiziell angeschlossen, und daß in jeder Volksversammlung eine beträchtliche Zahl Frauen und Mädchen anwesend ist, daß die Fachvereine der Frauen und Männer nun größtentheils verschmolzen sind? Und das waagt man, eine Bewegung ohne Erfolg zu nennen! Ohne Erfolg sind bis jetzt nur die Werbungen der bürgerlichen Parteien bei den Arbeiterinnen geblieben, und ihre Damen haben den Muth noch nicht gefunden, die Theeabende mit dem Besuch öffentlicher, politischer Versammlungen zu vertauschen. Sie helfen nur schreiben über die „Unsitlichkeit der Kellnerinnen“, der durch die Polizei gezwungen werden soll, aber selbst die behandelte Hand den

Hilfebedürftigen zu bieten und noch gar in einer Nachversammlung, das wäre denselben zu viel zugemuthet. Nur weiter gehöhnt und geschrien, wir werden indeß im Stillen arbeiten und Euch beweisen, daß der Spott auf Euch selbst besser angewendet wäre.

Leipzig. Am 28. Juni tagte in den „Volkshallen“ eine öffentliche Versammlung der in der Schuh- und Schäftebranche beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen mit der Tagesordnung: Die Differenzen in der Schuhfabrik von Greve & Sauer. Der Referent Herr Nischke schilderte zunächst in sachlicher Weise die Verhältnisse in der betr. Fabrik und führte an, daß einzelnen Arbeitern eine Lohnreduktion angekündigt wurde von 20-33 1/2 Prozent; mit welchen sich fast sämtliche Arbeiter und Arbeiterinnen solidarisch fühlten. Da eine gemischte Kommission nichts erzielte, kündigten sämtliche Arbeiter und Arbeiterinnen bis auf 7 Mann. Daraus wurde Herr Sauer erklärt, daß man die Fabrik im Streik befindlich betrachte und hoffe die Differenzen auf gütlichem Wege zu schlichten. Der Kommission gegenüber erklärte Herr Sauer, er würde seinen Compagnon (Herrn Greve) hiervon Mittheilung machen, aber er hätte nicht geglaubt, daß wir so geschlossen gegen die Firma vorgehen würden. Eine Einigung wurde jedoch noch nicht erzielt, da die Lohnreduktion hochgehalten und damit begründet wurde, daß die Maschinenarbeiter, welche in der besten Geschäftsjunktur einen Durchschnittslohn von 15-18 Mk. haben, andern Theilarbeitern gegenüber zu viel verdienen. Letzteres bestritt der Referent, indem er anführte, daß den hiesigen Verhältnissen nach ein Lohn von 18 Mk. pro Woche noch sehr gering ist, hier müßte jedem einleuchten, daß die übrigen Arbeiter viel zu wenig verdienen; ferner bemängelt der Referent das Verhalten und die Behandlung, dem Personal gegenüber, seitens der Herren technischen Leiter, welche erst neu angetreten sind. Hauptsächlich suchte Herr Präffel die männlichen Arbeiter durch weibliche zu verdrängen, um billigere Arbeitskräfte zu haben. Gleichfalls hatte einer der Herren bemerkt, die alten Arbeiter müßten erst hinaus, wenn wir dann neue haben, können wir mit diesen eher etwas machen. Die Kritik über die Differenzen überließ der Referent der Versammlung. Hiernach ergriß Kollege Reichelt aus Großschönau das Wort. Derselbe wies auf den Zweck und Nutzen einer guten Organisation hin; ferner darauf, wie sich die Unternehmer, da ihnen von der arbeitserfeindlichen Presse Winke gegeben waren, gleichfalls organisieren, worauf schon Kollege Voss im „Fachtblatt“ hinwies. Deshalb wäre es Pflicht jedes Arbeiters, sich an der Organisation zu beteiligen. Die Differenzen in der Schuhfabrik von Greve & Sauer unterzieht er einer scharfen Kritik und führte aus: als im vorigen Jahre die betr. Fabrik errichtet wurde, strotzte dieselbe in der Presse vor Arbeiterfreundlichkeit, aber dieses Jahr schon wurde man eines Besseren belehrt, denn wer nicht tanzen wollte, wie die Herren piffen, war entlassen, und da einzelne Arbeiter etwas mehr verdienten, wurden Lohnreduktionen angekündigt. Umso mehr wäre das Vorgehen der Fabrikanten ungerath, indem diese Arbeiter, welche nur 10-12 Mk. pro Woche verdienen, nun Muster zu nehmen, denn hier gelte das Sprichwort: „Das Schlechteste ist das Beste“; aber die Fabrikanten, welche oft mit 55-77 Prozent ihre Taschen füllen, können doch eher auf 2-3 Prozent verzichten, um die Lage der schlechter bezahlten Arbeiter zu verbessern. Redner betonte, daß er zwar Segner von Streiks sei, aber wo es nicht zu umgehen ist, muß die Kraft erprobt werden; ferner sei es hier der zweite Fall, daß sich die Kolleginnen mit den Kollegen solidarisch fühlen in unserer Branche, umso mehr ist es Pflicht der Kolleginnen, sich an der Sache zu beteiligen, denn hauptsächlich werden in dieser Branche Weib und Kind als minderwerthiges Produkt angesehen, denn daß die Kolleginnen nicht so glänzend daran sind, zeigt folgender Vorfall. Als eine Kollegin bei dem Fabrikanten vorstellig wurde, daß sie mit 6 Mk. nicht auskommen könne, wurde ihr die schändliche Antwort zu theil: „Gehe auf die Straße und verdiene Dir etwas.“ Zum Schluß ermunterte Redner zu einer gütigen Aussäure. Folgende Resolution wird einstimmig angenommen:

Die heute den 28. Juni 1891 im Saale der „Volkshallen“ tagende öffentliche Versammlung sämtlicher in der Schuh- und Schäftebranche beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen erklärt sich mit dem Vorgehen der Arbeiter der Schuhfabrik von Greve & Sauer einverstanden und verspricht dafür zu sorgen, 1. daß der Juzzi von der betr. Fabrik möglichst ferngehalten, 2. verspricht die heutige Versammlung zur Unterstützung der streikenden Kollegen und Kolleginnen während der Dauer des Streiks nach Kräften freiwillige Beiträge zum Unterstützungsfonds zu zahlen.

München, 12. Juli. Eine von zwei Arbeiterinnen einberufene Frauenversammlung, in welcher die wirthschaftliche Lage der Frauen und Mittel zur Verbesserung besprochen wurden und ein Arbeiterinnenverein gebildet werden sollte, ist polizeilich verboten worden. Die Polizei betrachtet also diese Bestrebungen als politische und von dieser Grundlage aus giebt ihr das bayerische Vereins- und Versammlungsgesetz das Recht zu dem Verbot. Man ersieht daraus, daß das einschlägige Gesetz den heutigen Bedürfnissen nicht mehr entspricht. Was man bei Erlaß des Gesetzes nicht gekannt hatte, ist heute Thatsache, nämlich die veränderte Erwerbsstellung vieler Frauen und die daraus von sich selbst ergebende Nothwendigkeit der Koalition. Eine solche ist ihnen aber durch das Gesetz unmöglich gemacht, obwohl sie sonst auf selbständiges wirthschaftliches Ringen ganz genau so wie die Arbeiter angewiesen sind, welche dasselbe durch die Hülfe des Interessengemeinschaftsflusses sich erleichtern können.

Die Chemnitzer „Presse“ sagt hierzu: Die bayerische Polizei betrachtet die Erörterung von Erwerbs- und Existenzfragen der steuerpflichtigen Frauen als politische Thätigkeit. Ein veraltetes Vereins- und Versammlungsgesetz, welches z. B. die mündige, anständige Frau noch als „Weibsperson“ bezeichnet, steht der Polizei zur Seite und erleichtert ihr das Verbot, durch welches den Frauen nicht gestattet wird, ihre vitalen Lebensinteressen, also diejenigen einer ehrbaren und verbesserten Lebensmöglichkeit gemeinsam zu berathen und die gesetzliche Wege dafür anzubahnen. Es müssen solche Verbote von Arbeiterinnen-Versammlungen umso mehr auffallen, als doch die vornehmen Damen unbehindert öffentlich tagen können. Allerdings thun sie das unter dem Namen von Wohlthätigkeitsvereinen wie die Frauen vom „Nothen Kreuz“ u. Unseres Wissens dürfen z. B. auch die Lehrerinnen in Vereinen ihre Ständes- und Berufsinteressen gemeinsam berathen. Die wirthschaftliche Erwerbsfrage ist bei der Frau gleichbedeutend mit der Sicherung der gesammten sittlichen Existenz. Insofern ist die Frage von allgemeinem öffentlichen Interesse. Man sollte nun glauben, daß es auch den Arbeiterinnen unbenommen sein sollte über ihre Lage und die Verbesserung derselben nachzudenken und gemeinsam darüber sich zu berathen. Wird nicht auch die Frau zur Steuer, zur Mittragung der Staatslasten herangezogen? Wo Pflichten sind, da sollen auch Rechte sein. Leider hat nach dem gegenwärtigen Stand der Gesehe in Bayern die mündige Frau wohl die Pflicht zum Zahlen, sie ist ebenso wie der Mann zur Beobachtung der Geseze verpflichtet u. s. w., von Rechten sieht die Frau blutwenig, fast nichts. Die Unkenntniß der Staatsgeseze ist im Falle einer Gesezeverletzung durch die Frau kein Grund, deswegen etwa die Frau straffrei ausgeben zu lassen, ja sie wirkt nicht einmal strafmildernd. Thun die ehrbaren, arbeitenden Frauen etwas Unrechtes, wenn sie die Verbesserungen ihrer drückenden Lebens-

bedingungen besprechen und gemeinsam anstreben und das Interesse weiter Kreise darauf lenken? Mit Nichten eine solche gemeinsame Berathung von gemeinsamen Interessen kann doch von jedem Vernünftigen nur als eine völlig berechtigte und notwendige Selbsthilfe angesehen werden. Oder glaubt man in Bayern durch die fortwährenden Verbote von Frauenversammlungen das zeitgemäße Bestreben der Frauen nach Emanzipation, nach der Befreiung des Weibes von der Bevormundung durch die Männer, das Trachten nach voller Gleichberechtigung des weiblichen mit dem männlichen Theile der Menschheit aus der Welt schaffen zu können? In vielen Kulturländern wird diesen Bestrebungen der Frauen Rechnung getragen. In Deutschland, speziell in Bayern, sind freilich noch zahlreiche kulturfeindliche Traditionen mächtig wirksam. Aber diese veralteten Bestimmungen sollten längst gefallen sein.

Ist es nicht die Aufgabe und Pflicht des Staates, die Frauen und Mädchen im Ringen nach Brod und nach einem menschenwürdigen Dasein zu unterstützen? Thut er das nicht, verhindert er durch Gesezesbestimmungen, Verbote und Schikanen die Frauen selbst an die Besserung ihrer wirthschaftlichen und damit geistlichen und sittlichen Lebensbedingungen Hand anzulegen, so hat er eine Pflicht und Aufgabe veräußert, welche früher oder später sich an ihm rächen wird. Er ist Schuld, wenn so viele Tausende und Tausende von Frauen und Mädchen im erfolglosen Kampfe um ihr sittliches und materielles Dasein Schiffbruch leiden und untergehen. Als ein Pflichtversummniß des Staates wird es ausgesprochen, wenn so eine Frau oder so ein Mädchen verlassen, und ohne alle Stütze in dem harten Kampfe um das Dasein, von Stufe zu Stufe sinkt und ihren eigenen Leib zum thierischen Lustobjekt feilbietet, um nicht Hungers zu sterben. Der Staat hat die Pflicht, auch diese Staatsangehörigen vor ihrem wirthschaftlichen und damit geistlichen und sittlichen Verfall zu retten. Traurig ist es und betrübend für jeden Menschenfreund, sagen zu müssen, daß der heutige Staat dieser sittlichen Pflicht leibhaftig nicht nachkommt. Ihn kümmert nicht das Klagen dieser Kerkel, erreicht der Staat durch ein solches Verkennen seiner Aufgaben? Er vermehrt die Schaaren der Unzufriedenen und vermehrt die zahlreichen Reihen derer, welche an die absolute Untauglichkeit unserer gegenwärtigen Gesezordnung glauben. Das können und eigentlich veranlassen, seine Unterlassungssünden ihm zu verzeihen, allein der Schanden und Nachtheile dieser mangelhaften Pflichterfüllung sind zu viele, als daß nicht dringend Abhilfe geboten wäre. Also man verhindere nicht gewaltsam, daß auch die Frauen und Mädchen ihre wirthschaftliche Lage besprechen und gemeinsam berathen und so ihre traurigen Existenzbedingungen zu verbessern suchen, es ist dies ihr natürliches Recht. Es wäre viel verständiger und staatsverhaltender, wenn man z. B. auch in Bayern, wie es die Berliner Behörden, ohne daß deswegen der Staat ins Wanken kommt, thun, die Frauen unbehindert ihre eigenen Angelegenheiten berathen und öffentlich besprechen ließe, mit „Verböten“ erreicht man Gutes sicher: Die geheime Propaganda, die sich nicht kontrolliren noch verbieten läßt, verböten Früchte über einen besondern Reiz aus. Möchten die bayerischen Behörden endlich die ewige Bevormundung der Frauen fallen lassen und in der mündigen Steuerzahlerin nicht nur die Staatszugehörige, sondern auch die Mitbakterin des Ganzen anerkennen, von der man erwarten muß, daß sie ein nütliches Glied der Gesellschaft sei. Pflicht aller wahrhaft freisinnigen Männer ist es, gegen solche zum mindesten unzeitgemäße Bestimmungen ihren geselligen Einfluß geltend zu machen, damit sie fallen, wie bei mancher Wust und freiheitsfeindlicher Plunder früherer Zeit verschwunden ist.

Zur selben Sache schreibt hämischer Weise das „Leipziger Tageblatt“: „Die sozialdemokratische Arbeiterinnenbewegung kommt keinen Schritt weiter, die schwachen Ansätze von Arbeiterinnen-Vereinen hier und dort sind zum Theil bereits wieder verschwunden. Die Bestrebungen, der Arbeiterinnenbewegung in Süddeutschland auf die Beine zu helfen, sind vollständig mißglückt. Die auf diesen Sonntag in München einberufene größere Frauenversammlung, in welcher die Gründung eines Arbeiterinnen-Vereins vorgenommen werden sollte, ist von der Polizei verboten worden.“ — Werft denn das Blatt gar nicht, daß es ein grenzenloser Blödsinn und eine unerhörte Trivolität zugleich ist, erst triumphirend über Mißerfolge der Arbeiterinnenbewegung zu berichten und schon in den nächsten Zeilen mit der unschuldigsten Miene von der Welt mitzutheilen, daß die Polizei es ist, welche die Organisationsbestrebungen der Arbeiterinnen gewaltsam unterdrückt? Wenn von dem nationalliberalen Organ eine anständige Gefinnung, die solche polizeiliche Gewaltpolitik verurtheilt, auch von keiner Seite erwartet wird — etwas mehr Logik hätte man billiger Weise doch erwarten dürfen.

Weida, Am 11. Juli referirte Frau Farchmin-Sera im Stuhlarbeiterinnenverein zu Weida. Die Zuhörer und Hörerinnen folgten den trefflichen Ausführungen über den Normalarbeitslohn mit lebhaftem Interesse; und der reiche Applaus bekundete, daß man von den Ausführungen voll befriedigt war, woran sich der Wunsch knüpfte, daß sich solch' gemüthlicher Abend bald wiederholen möchte. Die Versammlung hatte aber ein höchliches Nachspiel, indem einige Tage nachher 3 Vorstandsmitglieder gemüthlich regelt wurden. Es wird dies die junge Arbeiterinnen-Organisation hoffentlich nicht entmuthigen, sondern zum ferneren Kampfe anspornen.

Zum internationalen Kongress

machen wir die Genossinnen aufmerksam, falls es an einem Ort an einer auszustellenden Delegierten fehlen sollte, daß Frau Zetkin, z. B. Nordrach (Heilanstalt) Zell i. Baden, bereit sein würde, ein Mandat zu übernehmen.

Vertrauenspersonen

für die verschiedenen Branchen sind:

- Für die Weibnäherinnen: Frau Augustin-Hamburg, Neuer Steinweg 74, Hb. a., 3. Et.; Frau v. Hoffetten-Berlin, Tichtr. 7, 2. Et.;
- Für die Tabakarbeiterinnen: Frau Blohm-Hamburg, Eimsbüttel, Marthastr. 22, 4. Et.;
- Für die Vereine der Fabrik- und Handarbeiterinnen: Frau Köhler-Bandsel, Gartenterrasse 2.;
- Für die Plätterinnen: Frau Steinbach-Hamburg, Eimsbüttel, Schäferstr. 19, 3. Et.;
- Für die Schuhbranche: Frau Kohnrad-Berlin, Holzmarktstr. 45 a.;
- Für die Textilarbeiterinnen: Frau Vogel-Sera, Karlsru. 1.;
- Für die Konfektionsbranche: Fraulein Wabnitz-Berlin; Frau Gumbach-Magdeburg, Apfelstr. 10.

Briefkasten.

Bielefeld, 3. Frau Blohm wohnt Hamburg, Eimsbüttel, Marthastr. 22, 4. Et.; Frau Kohnrad, Berlin, Holzmarktstr. 45 a. Weida, A. B. Dank für Bericht, ein andermal jedoch nur eine Seite des Papiers beschreiben. Wien, Arbeiter-Bildungsverein, VI. Bez. Bis 1. Juli 1892 für 1 Exemplar bezahlt.

Der Beruf der Frau.

In den Händen der Frau liegt zum größten Theil die Aufgabe, die künftige Generation zu erziehen, dieselbe zum Bewußtsein der wahren Menschenwürde zu bringen. Warum aber will man die Frauen, in deren Händen das Wohl und Wehe der künftigen Generation liegt, fortwährend in einem Zustande von Rechtlosigkeit und Unmündigkeit weiter erhalten wie bisher? Warum soll die eine Klasse der Individuen, welche die Menschheit ausmacht, ihrer Menschenrechte beraubt werden?

Das sind Fragen, welche sich einem unwillkürlich aufdrängen müssen, wenn man sieht, wie zahlreich die Gegner einer vernünftigen Frauen-Emanzipation noch sind. Namentlich sollte doch der fortgeschrittene, ziel- und klassenbewußte Theil der Arbeiterschaft es einsehen, wie nothwendig es ist, den Frauen als Erzieherinnen und Bildnerinnen des künftigen Geschlechts mehr Beachtung zu schenken, wie bisher. Wie kann eine Mutter im Stande sein, ihren Kindern eine vernünftige Welt- und Lebensanschauung beizubringen, wenn ihr Kopf selbst noch mit einem Ballast von längst veralteten, verschrobenen Ansichten und Vorurtheilen gefüllt ist?

Die Frau muß, wenn sie ihren Kindern eine gute, aufs praktische Leben berechnete Erziehung angedeihen lassen will, selbst die Vorgänge und Vorfälle im praktischen Leben beurtheilen können, sie muß mit denselben vertraut und bekannt sein. Sie kann und wird erst dann im Stande sein, ihre Kinder vernünftig denken und handeln zu lehren, wenn sie das selbst erst gelernt hat. Die Mütter müssen ganz andere Stellungen in der Gesellschaft angewiesen bekommen, wenn die Erziehung der Kinder eine wirklich gute, den tatsächlichen Verhältnissen Rechnung tragende sein soll. Es dürfen keine Ausnahmegesetze für die Frauen bestehen, oder man wird die Degeneration der folgenden Geschlechter unweigerlich herbeiführen.

Ist es nicht ein unsagbar trauriges Bild, welches sich vor unseren Augen entrollt, wenn wir uns sagen müssen, daß unsere Kinder, welchen dieselbe verkehrte Erziehung zu Theil wird, als uns selbst in unserer Jugend, diese Irrthümer und Fehler immer wieder von Neuem bekämpfen müssen, um zu einer klaren, vernünftigen Anschauung zu gelangen und dies unter viel widerwärtigeren, drückenderen Verhältnissen thun müssen als wir? Ist es nicht vielmehr unsere heiligste Pflicht, dahin zu wirken und darnach zu trachten, daß unseren Kindern der Kampf erleichtert wird? Müßen wir nicht unsere ungetheilte Aufmerksamkeit darauf richten, daß unsere Kinder schon frühe zum Bewußtsein der wahren Menschenwürde, zur Erkenntniß der Stellung, welche jeder einzelne Mensch zum Weltganzen einzunehmen berechtigt ist, gelangen? Will man aber dies, so muß man zuerst in den Frauen dieses Bewußtsein

zu wecken suchen. Das Interesse der Frauen muß wachgerufen werden für unsere, für die gesammte Arbeiterschaft von eminent wichtiger Bedeutung stehenden Zeitfragen und Forderungen. Das Verständniß wird sich gewiß dafür ebenso bald finden, wie bei den Männern.

Die Mutter, welche ja anerkannt in den meisten Fällen den größten Einfluß auf die geistige Entwicklung ihrer Kinder hat, wird dann auch im Stande sein, aus ihren Kindern wahrhafte Menschen zu bilden, welche treue, begeisterte Anhänger des unterdrückten, geknechteten Proletariats sein werden.

Ist dies Ziel nicht werth, daß man alte Rechtsbegriffe, Ansichten und Gewohnheiten in die Kumpelkammer wirft, wo sie hingehören?

Ist es nicht die höchste Zeit, daß man, anstatt hartnäckig sich der Frauenbewegung entgegen zu stemmen, derselben in ihren Bestrebungen mit Rath und That zur Seite steht, Kopf und Hand in energischer Thätigkeit gemeinschaftlich rührt, um die Forderungen einer vernünftigen Frauen-Emanzipation, welche mit den Grundsätzen der Gerechtigkeit und Humanität im Einklang stehen, zu verwirklichen?

Der Gewinn ist wohl des Einsatzes werth, ist werth, daß man alle Hebel in Bewegung setzt, alle Kräfte anspannt, um das Ziel zu erringen.

Werfe man doch nur einen Blick auf die heutigen ehelichen Verhältnisse. Ich will gar nicht erst weiter auf die „Ehe“, wie sie bei den „oberen Zehntausend“ geschlossen wird, eingehen, da ich voraussetze, daß die trotz der ehelichen Formen grassirende Sittenlosigkeit zur Genüge bekannt ist. Ebenso ist das der Fall in Bezug auf die Ehe, welche der sogenannte Bürger- oder Mittelstand eingeht. Da wird nicht darauf gesehen, ob das Mädchen, welches man sich zur Gefährtin erkoren, körperlich gesund ist, ob ihre Charaktereigenschaften eine glückliche Ehe gewährleisten u., nein, die erste Frage ist: „Ist auch Geld da? Wie viel?“

Kaum drei oder vier Ehen wird man heutzutage unter hundert finden, die wenigstens für einigermaßen erträglich gelten können. Von Glück, wie es in einem aus freier gegenseitiger Uebereinstimmung und Neigung geschlossenen Bund, in welchem sich die beiden Individuen ergänzen, vorkommt, kann da noch lange nicht die Rede sein.

Und die Ehe in der Arbeiterklasse? Selten, nur sehr selten begegnet man einem Paar Menschen, welche auf gleicher Stufe geistiger und gemüthlicher Entwicklung stehen. Die mangelhafte Bildung, der stetige aufreibende Kampf ums Dasein, ums tägliche Brod, wirken schon äußerst erschwerend, um das Zusammenleben zu einem harmonischen, wahrhaft glücklichen Leben zu gestalten. Wenn nun aber der Verdienst des Mannes nicht hinreicht, um die nothwendigsten Bedürfnisse zu befriedigen,

wenn um das Allernothwendigste zu erschwingen, die Frau und vielleicht sogar die Kinder mitarbeiten müssen — was bleibt da noch von einer solchen Ehe übrig? Es ist nur zu leicht erklärlich, daß in Folge der drückenden Nahrungsvorgen Zwist und Unzufriedenheit entsteht. Und wie wirkt dies auf die Kinder zurück, die meist Zeugen dieser oft sehr unerquicklichen Szenen sind?

Oder, nehmen wir an, der Verdienst des Mannes reicht hin, um ein wenigstens einigermaßen anständiges sorgenfreies Leben zu ermöglichen. Die Mutter ist also in der Lage, sich der Erziehung ihrer Kinder widmen zu können, sie ist in der Lage, ihrem Manne das Heim angenehm zu gestalten. Nur huldigt der Mann aber freihethlichen Ideen. Er besucht hier und da Versammlungen und versucht dann mit seiner Frau über das Gehörte zu diskutieren, die Frau hat aber kein Verständniß, kein Interesse für derlei ernste Fragen, ja sie huldigt vielleicht im Gegentheil zu ihrem Manne, und wie dies beiläufig bemerkt, größtentheils der Fall ist bei dem weiblichen Geschlecht, Ansichten reaktionärer Tendenz. Der Mann verharrt in seiner Ueberzeugung, die Frau unbeugsam in der ihrigen, ein Wort giebt das andere und der Streit, der eheliche Zwist ist fertig. Die Frau haßt die Ursache, die Versammlungen, Organisation usw., in denen diese Ideen zum Ausdruck und zur Diskussion gelangen, welche, wie sie meint, ihren Mann den Kindern und ihr selbst entfremden.

Welch' ganz anderes Bild bietet sich aber unseren Augen dar, wenn Frau und Mann gleicherweise bemüht und bestrebt sind, gegenseitiges Verständniß herbeizuführen. Von Seiten des Mannes ein wenig Geduld und Nachsicht, von Seiten der Frau freundliches Entgegenkommen, vernünftige Einsicht, und es kann nicht anders sein, als daß solchergestalt die Frau nach und nach die Ueberzeugung des Mannes achtet, ehren und lieben lernt. Sie wird den Ideen unserer Zeit Verständniß und Interesse abgewinnen und wird vielleicht selbst eine unerschrockene, muthige Kämpferin für Wahrheit und Recht werden. Der Mann dagegen wird nun mit seiner Frau auch Gespräche ernsteren Inhalts anknüpfen können, welche durch den gegenseitigen Gedanken- und Meinungsaustausch gleichsam erst die rechte Würze, das rechte Interesse erhalten. Er wird sich an sein Heim erst jetzt recht innig gefesselt fühlen, die Stunden, die ihm von des Tages Last und Mühe übrig bleiben, werden ihm wahrhafte Erholungstunden sein, denn er weiß, daß sein Weib im Fühlen und Denken eins mit ihm ist. Die Frau muß die beste Freundin, die treueste Genossin des Mannes sein. Dann wird auch diese Ehe von dem geistigen Bande umschlungen sein, welches zum „Glücklichsein“ unbedingt erforderlich ist. Die Frau aber wird ferner in richtiger Erkenntniß der Verhältnisse ihre Kinder zu thatkräftigen, entschlossenen,

Hasenbraten.

Skizze von Gg. Schaumburg.

(Nachdruck verboten.)

„Also Punkt ein Uhr.“

„Punkt ein Uhr.“

Herr Landesgerichtsrath Schwarzmann reichte seiner Gattin noch einmal die Hand, knöpfte seinen Ueberrock fester zu und schritt in den naßkalten Novembervormorgen hinaus.

Frau Rosalie Schwarzmann blickte ihrem Gatten einen Augenblick nach, schloß dann die Thüre des Vorplatzes und begab sich dann in die Küche, wo die Köchin eben mit aufgeschüttelten Nermeln beschäftigt war, den blutigen Körper eines Hasen mit schmalen Speckstreifen zu spiden.

„Achten Sie genau auf die Farbe der Sauce“, sagte die Frau Landesgerichtsrath, „ja nicht zu fett oder zu dunkel — Sie wissen, mein Mann ist in dieser Beziehung sehr penibel, besonders Wildpret ist seine Schwache Seite — also geben Sie ja recht Acht, es ist der erste Hase —“

„Ja wohl, Frau Rät'n“, brummte die Köchin. Der Landesgerichtsrath hatte den Weg zum Gerichtsgebäude eingeschlagen. Es war Mittwoch, der Tag der Verhandlungen. Schwarzmann hatte den Vorsitz zu führen. Die Gedanken des Herrn Rathes weilten während des ganzen Weges daheim in der Küche. Hasenbraten war eine Lieblings Speise des als Gourmand bekannten Herrn. Ein ihm befreundeter Förster in der Provinz, der von der Vorliebe des Rathes für Meißter Lampe wußte, hatte ein prächtiges Exemplar, das ihm in dieser Saison zum Schusse gekommen war, dem Freunde in der Stadt zugesandt. Schwarzmann kostete schon im Geiste die saftigen Fleischstücke und seine Lippen bewegten sich, als fühlte er die schmackhaften Bissen schon zwischen ihnen.

So gelangte der Rath in das Gerichtsgebäude. Es war schon nahe an neun Uhr, die Stunde zum Beginne der Verhandlungen. Schwarzmann begrüßte

die bereits anwesenden Kollegen, zog dann den Ueberrock aus, und schlüpfte in die Robe.

Fünf Fälle waren zur Aburtheilung angesetzt, zwei grobe Erzeße, eine Unterschlagung, ein Hausfriedensbruch und ein Diebstahl.

„Om, da könnten wir ja bis 12 Uhr gemüthlich fertig werden“, murmelte der Rath zufrieden vor sich hin.

Die ersten beiden Fälle waren rasch erledigt, da eine Vernehmung der Zeugen nicht nothwendig wurde. Der dritte Fall, eine Unterschlagung, schien sich in die Länge ziehen zu wollen. Der Angeklagte, ein bisher unbescholtener Dienstmann, betheuerte eifrig seine Unschuld; es waren mehrere Zeugen geladen, auch das Redegesicht zwischen Staatsanwalt und Vertheidiger dauerte längere Zeit. Als diese Verhandlung mit der Freisprechung des Angeklagten endete, blickte der Rath auf die Uhr.

Elf Uhr bereits vorüber!

„Fatal“, dachte er und vor seinem Geiste flog die dampfende Bratenplatte mit ihrem appetitlichen Schmucke auf. „Nun darf es aber rasch gehen, meinen Hasen möchte ich auf keinen Fall verjähren.“

Der vierte Fall betraf ein Vergehen des Hausfriedensbruchs. Ein Student hatte in einer fremden Wohnung Skandal angefangen. In Anbetracht der angeheiterten Laune des Angeklagten wurde demselben eine kleine Geldstrafe jubittirt.

Als der Rath das Urtheil verkündet hatte, zog er die Uhr, sie zeigte 40 Minuten über 11 Uhr.

„Unangenehm“, brummte er unwillig vor sich hin, „was kommt denn noch?“

Eben verlas der Sekretär den Gegenstand der letzten Verhandlung.

„Anna Müller, zwanzig Jahre alt, katholisch, ledige Verkäuferin, bisher unbestraft, wegen zweier Vergehen des Diebstahls, verübt zum Schaden ihres Prinzipals, des Kaufmanns Rosen.“

Der Rath hörte die Anklageschrift mit halbem Ohre, er kante ärgerlich an der Unterlippe.

Die Angeklagte hatte mittlerweile, begleitet von einem Gensdarmen, auf der verhängnißvollen Bank Platz genommen. Der Eindruck, den das Mädchen erweckte, war ein äußerst günstiger. Sie war einfach, aber nett gekleidet, ihr feingeschnittenes Gesichtchen zeigte in seiner Blässe die Spuren der Untersuchungshaft, ihre Augen waren stark vom Weinen geröthet.

Auf die an sie gerichteten Fragen antwortete die Angeklagte mit schluchzender Stimme: „Ich weiß von nichts, ich bin unschuldig.“

Es wurde mit dem Verhör der Zeugen begonnen. Drei waren vorgeladen. Der Sohn des Prinzipals, ein mit gedehnter Eleganz gekleideter junger Mann, der Buchhalter und eine Kollegin der Angeklagten, ein in auffälliger Toilette erschienenen Mädchen mit kokettem, herausforderndem Lächeln auf den Lippen. Der Sohn des Prinzipals, welcher das Geschäft leitete, konstatierte, daß in letzter Zeit mehrere Diebstähle bemerkt wurden, dem Buchhalter war das scheue, verschlossene Wesen der Angeklagten im Geschäft aufgefallen und die Kollegin erklärte mit Bestimmtheit, daß sie zweimal bemerkt hatte, wie die Angeklagte Gegenstände in ihrem Mantel verbarg. Das erste Mal habe sie nichts verrathen wollen, aber beim zweiten Male habe sie sich verpflichtet gefühlt, dem Sohne des Prinzipals Anzeige zu erstatten.

Die Angeklagte hörte die Aussagen der Zeugen mit stummer Gelassenheit und unter fortwährendem stillen Weinen. Nur bei der Angabe ihrer Kollegin richtete sie sich auf und rief mit thränenreicher Stimme: „Das ist eine Lüge!“

Der Rath hatte während des Zeugenverhörs einige Male seine Uhr gezogen. Wie die Zeit verflog — 15 Minuten über 12 Uhr — der Hase mußte schon dem Tranchiren nahe sein.

Der Staatsanwalt hielt die Schuld der Angeklagten für erwiesen und beantragte, in Anbetracht ihres ungetrübten Leumunds, eine zweimonatliche Gefängnißstrafe. Die Angeklagte zuckte zusammen und brach in ein erneutes Schluchzen aus.

Nun ergriff der Vertheidiger das Wort. Es war

muthigen Menschen erziehen. Keine Kriecher, Schmeichler und Egoisten, die vor Knechtsinn, Servilität und Heuchelei überfließen, werden emporgewachsen, sondern ein wahrhaftes, trotziges, kühnes Geschlecht wird erblühen!

Auf, Mütter, nehmt Antheil an allen jenen ernstesten Fragen, welche sich auf das Wohl und Wehe der Menschheit beziehen. Lernet erkennen, daß Ihr eure Kräfte verwerthen sollt und müßt im Dienste der Menschheit. Scheut nicht vor Hindernissen und Hemmnissen zurück, die Euch den Weg versperrten, brecht Euch muthig Bahn durch den Wust althermer Vorurtheile vergangener Tage. Fordert eure Menschenrechte und kämpft für dieselben. Eure Devise sei: „Es gilt die Zukunft unserer Kinder!“

Und ihr Männer, verharret nicht länger in Thatenlosigkeit und Eigensinn bezüglich der Frauenbewegung, bewegt und feuert eure Frauen und Töchter an, ein paar Stunden den Bestrebungen für eine gerechte und vernünftige Frauen-Emancipation zu widmen. Seid stolz, wenn eure Frau denken lernt, anstatt gedankenlos in den Tag hineinzuleben, unbekannt mit den hohen idealen Menschheitszielen. Es gilt nicht, die Frauen aufzuheben gegen die Männer — sondern es gilt, die Frauen zur Erkenntniß dessen zu bringen, was uns, dem gesammten Volke, noth thut. Vergessen wir nicht, daß Alles, was geschieht, zum Nutzen der unterdrückten, leidenden Menschheit geschehen soll. Darum fordern wir Befreiung von den unwürdigen Fesseln, welche Herkommen und Gesetz den Frauen auferlegen. Helfen wir mit, die Frau zu dem zu machen, was sie sein sollte: Die auf jedem Gebiet vollberechtigte Kameradin des Mannes.

„B. B.“

Die Saison.

Die Saison bedeutet gewöhnlich für die „oberen Zehntausend“ erhöhten Baarenablaß und Kapitalgewinn mit darauf folgender Erholung und Vergnügung in den Bädern und Sommerfrischen; für den Arbeiter bedeutet sie gewöhnlich äußerste Anspannung der Arbeitskraft, höchste Leistung, längste Arbeitszeit und keineswegs entsprechenden Verdienst. Die Arbeiter, die ganz auf diese Saison angewiesen sind, fristen ein kümmerliches Dasein. Wenn die Löhne, die man ihnen während des Saisongeschäftes zahlt, auch höher sind, als sonst üblich, was aber durchaus nur in bestimmten Fällen vorkommt, so kommt dazu in Betracht, daß die meisten Saisonarbeiter das Jahr über wenig oder gar nichts zu thun haben. Die Löhne aber können nur in sehr geringem Maße steigen, weil dies von Nachfrage und Angebot von Arbeitskräften abhängt. Das Angebot von Händen auf dem Arbeitsmarkt ist aber bekanntlich in unseren Tagen so groß und überwiegt die Nachfrage so sehr, daß die Unternehmer nur selten genöthigt sind, die Löhne zu steigern, um Arbeiter zu bekommen.

Die Saisonarbeiter sind vielfach genöthigt, in der Zwischenzeit Schulden zu machen, von denen sie dann in der Saison die dringendsten bezahlen. Sie können dadurch um die Möglichkeit, mit den etwaigen erhöhten Verdienst der Saison den Körper so zu pflegen, wie es die Ueberanstrengung der Saisonarbeit, die vielfach die Nacht zu Hause nimmt, verlangt. Ihr Haushalt muß auf diese Weise ein chronisches Defizit aufweisen. Den guten Rath einiger Menschenfreunde, die Saisonarbeiter möchten außerhalb der Saison „etwas Anderes“ machen, können wir leider nicht ernst nehmen. Ein Schneider kann außer seiner Saison nicht wohl Zigarrenarbeiter, ein Maurer nicht wohl Bergmann oder bäuerlicher Tagelöhner sein. Wenn man

ein junger Affessor, der zum ersten Male eine Vertheidigung führte. Sie sollte möglichst glänzend ausfallen, das hatte sich der junge Themisjünger vorgenommen. Er hatte das Konzept seiner Rede mit sozial-politischen Zitate geschmückt; er wollte von der Lage der Enterbten sprechen, von den Hungerlöhnen in den Konfektionsgeschäften, vom vierten Stande, kurz, er wollte ein recht ergreifendes Gemälde geben und mit einer wirklichen Tirade schließen, welche die Freisprechung unbedingt zur Folge haben mußte.

Als sich der junge Affessor erhob, um nach bedeutungsvollem Häuspern seine Rede zu beginnen, warf er zufällig einen Blick auf den Vorsitzenden. Rath Schwarzmann hielt die Uhr in der einen Hand und trommelte mit den Fingern der andern ungeduldig auf einem Altensaszitel. Das beunruhigte den Vertheidiger. Er räusperte sich noch einmal und begann die Rede. Der erste Satz gelang ohne Unfall. Aber schon bei dem zweiten stockte der angehende Demosthenes ein wenig. Er fühlte eine gewisse Unsicherheit, zudem blickte der Vorsitzende noch immer auf die Uhr — das wirkte so unangenehm, so lässig, der Affessor gerieth völlig aus dem Konzept, die wirksamen Phrasen, die er sich so fest eingepägt, waren wie aus dem Gedächtniß entschwunden. Er stotterte, brachte unzusammenhängende Sätze und endete, mit perlenden Schweißtropfen auf der Stirn, seine verunglückte Jungferrede. Ein Fiasko, ein schmähhches Fiasko!

Rath Schwarzmann hatte mit Ungeduld das Ende der Vertheidigungsrede erwartet. Nur noch wenige Minuten auf ein Uhr — der Hase durfte keine Viertelstunde länger über Feuer bleiben — es war die höchste Zeit.

„Haben Sie noch Etwas der Vertheidigung hinzuzusetzen?“ fragte Rath Schwarzmann.

„Nein,“ antwortete das Mädchen, „ich bin unschuldig, meine Herren.“

Schwarzmann nickte mit dem Kopfe, als wollte er sagen: „Ja, ja, das wissen wir schon;“ dann zog er

einem akademischen Professor, dem seine Vorlesungen nicht genug einbringen, den Rath geben wollte, er solle doch in seiner freien Zeit sich mit Agenturen beschäftigen, so wird er das entrüstet zurückweisen. Mit Recht — nur wird der Herr Professor in seinem Dünkel nicht begreifen, daß es anderen Leuten genau so geht, wie ihm selber.

Ueberhaupt wird es selten vorkommen, daß Jemand in zwei Berufen den an ihn zu stellenden Anforderungen genügen kann. In den meisten Fällen wird man in einem Beruf eingelernt, in dem anderen aber Stümper und Pflücker sein. Auch sollte es gerade noch, daß durch den Doppelberuf auch eine doppelte oder doch wenigstens gesteigerte Ausbeutung der Arbeitskraft ermöglicht würde!

Einige wohlmeinende Gelehrte, die sich mit der Saisonarbeit beschäftigen haben, geben alle die Uebelstände zu und sie betonen alle ganz richtig, dieselben entsänden wesentlich aus der kurzen Lieferfrist, die wiederum daher kommt, daß der Unternehmer bei der Beschaffung der Rohstoffe Preisdrückerei und Spekulation treibt. Ohne Zweifel könnten die Rohstoffe zeitig beschafft und dadurch die wüste Ueberanstrengung der Saison vermieden werden. Allein die Unternehmer warten mit der Beschaffung der Rohstoffe, bis die Preise gesunken sind; manchmal hoffen sie auch durch Zuwarten bis zur äußersten Zeit, die Preise zu brüden. Die Kosten aller dieser Manipulationen hat der Arbeiter zu bestreiten in Gestalt von intensiverer Arbeit und Ueberanstrengung, die oft schwer seine Gesundheit zu schädigen geeignet ist.

Eine mehr als kindliche Naivität aber ist es, wenn man, wie so vielfach, glaubt, diese Uebelstände ließen sich „bei einigem guten Willen“ aus der Welt schaffen. Unsere Gelehrten, die diesem Köhlerglauben huldigen, haben eben keinen Einblick in den kapitalistischen Produktionsprozeß. Sonst würden sie nicht dem Unternehmer zutrauen, er empfinde die Nacharbeit als ein Uebel und trachte darnach, sie zu beseitigen. D nein, die Saisonarbeit und ihre geschickte Ausnützung, die Fructifizierung all der hier der Spekulation so günstigen wirtschaftlichen Schwankungen dieser Zeit gehören mit zu der unerlöschlichen Konkurrenz der Unternehmer unter einander. Da handelt es sich garnicht um den „guten Willen“, von dieser Konkurrenz abzulassen, sondern darum, sie zu verschärfen, und es wird den Kapitalisten und Spekulanten garnicht einfallen, die zarten und sanften Ermahnungen gewisser Professoren der Nationalökonomie zu berücksichtigen. Eine energische Fabrik-Gesetzgebung könnte das Uebel zwar nicht beseitigen, aber Ranges im Einzelnen bessern. Die Hausarbeit einschließt aller Kontrolle. Gerade in der Saisonarbeit zeigt es sich, was es heißt, wenn die gesetzlichen Bestimmungen zum Schutze der Arbeiter immer mit zu vielen Ausnahmen durchlöcher werden, um nur nicht irgend einem Unternehmer auf die Hühneraugen zu treten.

Wenn man den Vorschlag machen wollte, die kurzen Lieferfristen zu beseitigen, welche ein Ach- und Wehegeschrei ginge dann los! Wenn die Damen der Bourgeoiswelt nicht mehr nach den allernuesten, dicht vor Saisonbeginn erscheinenden Moden gekleidet ins Bad reisen, wenn die Stutzer nicht sofort die neuesten „Sigerl“-Anzüge sich beschaffen könnten! Nun, wir geben gern zu, daß die Baarenproduktion und Baarenzirkulation in den Händen der Kapitalistenklasse ohne „Saison“, kurze Lieferfrist und Ueberarbeit nicht bestehen kann. Das ist aber nur ein weiterer Beweis dafür, daß die Schäden, welche die Kapitalwirtschaft anrichtet, immer größer werden und immer mehr Gesundheit und Kraft unseres Volkes zerstören.

Diese Dinge werden ihr gut Theil beitragen, die Ueberzeugung zu verbreiten, daß eine Reuegaltung des Produktionswesens an Haupt und Gliedern eine unabwendbare Nothwendigkeit ist.

Die kapitalistische Profitmacherei erreicht in der „Saison“ einen ihrer Blüthezustände. Die sozialistische Produktion der Zukunft, die alle gemeine Spekulation beseitigt, wird dann endlich dem arbeitenden Volke seine „Saison“ bringen und ihm jederzeit nach rechtem Maß, weder zu viel noch zu wenig zu arbeiten geben.

sich mit den beiden beifitzenden Kollegen in das Verhandlungszimmer zurück.

„Der Fall liegt sehr einfach, meine Herren,“ begann dort der Rath, „das Mädchen leugnet zwar, aber die Aussage der Zeugin —“

„Hut,“ warf der eine Beifitzende ein, „die Angeklagte machte übrigens einen sehr vortheilhaften Eindruck — allein die Zeugin hat ihre Aussage beeidigt —“

Rath Schwarzmann zog seinen Chronometer: ein Uhr! Nun mußte er unbedingt eine Droschke nehmen.

„Ich denke, in Anbetracht der Jugend und des ungetrübten Leumunds, wie auch der geringfügigen Beträge, ist die Anwendung des niedrigsten Strafmaßes gegeben, nicht meine Herren?“

Dem Antrag Schwarzmanns wurde beigestimmt und die drei Räte kehrten in den Sitzungssaal zurück.

Schwarzmann verkündete das Urtheil: „In Anbetracht usw. 4 Wochen Gefängniß.“

„Mein Gott, ich bin ja unschuldig!“ rief die Angeklagte und sank laut schluchzend auf die Bank zurück.

Die Zeugin wechselte beim Vorlesen des Urtheils einen raschen Blick mit dem Sohne des Prinzipals, wobei ein schadenfrohes Lächeln über ihre Lippen glitt. Der Vertheidiger stand beschämt und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Rath Schwarzmann hatte die Akten zusammengelegt und war in sein Bureau zurückgekehrt. Rath warf er die Robe ab, schlüpfte in seinen Ueberrock, wünschte den Kollegen „Gefegnete Mahlzeit“, verließ das Gerichtsgebäude, rief eine Droschke und ließ sich im schnellsten Tempo nach Hause fahren.

Er hatte Nichts veräußert, der Hase war vorzüglich, delizios, ganz nach seinem Geschmacke.

Als Herr Schwarzmann am nächsten Morgen sich in das Bureau begab, traf er vor dem Gerichtsgebäude mit seinem Kollegen, dem Staatsanwalt, zusammen.

„Hören Sie, Herr Kollege,“ begann dieser nach der Begrüßung, „der letzte Fall der gestrigen Verhandlung hatte noch ein Nachspiel. Es kam nämlich der

Meine Nachbarschaft.

Mein Fenster schaut auf einen düstern Hof, Auf schmutzige Dächer und auf ruh'ge Mauern, Doch wer wie ich, ein Stückchen Philosoph, Läßt darum sich noch lange nicht bedauern. Ein wenig Lust, ein wenig Sonnenlicht Dringt schließlich auch durch seine trüben Scheiben, Zu hungern und zu frieren brauch ich nicht Und all mein Thun ist nur ein wenig Schreiben.

Ein wenig Schreiben, wenn ich stundenlang Mich einlas in die Wunderwelt der Alten, Bis endlich, endlich es auch mir gelang, Was ich gefühl, zum Wohlklang zu gestalten. Dann flieht es um mich wie ein Heil'genschein Und mir im Herzen bauen sich Altäre; So könnt' ich glücklich und zufrieden sein, Wenn ach, nur meine Nachbarschaft nicht wäre!

Kein Schwärmer ist es, der die Flöte liebt Und auf ihr nur „des Sommers letzte Rose“, Kein Tanzgenie, das ewig Stunden giebt, Auch kein klavierverrückter Virtuose: Ein armer Schuster nur, der nächstens stirbt, Wenn längst auf's Dach herab die Sterne scheinen, Indeß sein Weib daneben sitzt und strickt Und seine Kinderchen vor Hunger meinen!

O Gott! Wie oft nicht schon hat dieser Laut Mich mitten aus dem tiefsten Schlaf gerüttelt! Und wenn ich halbwach dann mich umgeschaut, Hat mich es, wie ein Fieber, mich geschüttelt. Des Mädchens Schluchzen und des Knaben Schrei Und ganz zuletzt des Säuglings leises Wimmern — Mir war's, als hörte ich dann nebenbei Drei kleine, kleine schwarze Bettlein zimmern.

Mir war's als rollte dumpf dann vor das Haus Der nur zu wohlbekannte Armenwagen Und jene Bettlein trugen sie hinaus Und luden sie in seinen düstern Schragen. Der Kutscher aber nahm noch einen Schluck Und peitschte fluchend seine magern Schinder Und über's Pflaster dann ging's Ruck auf Ruck Doch ach, noch immer wimmerten die Kinder.

Und immer, immer noch klang's mir im Ohr, Wenn schon der Morgen durch das Fenster blickte, Und mir um's Auge hing ein Thränenflor, Wenn ich dann stumm mein Tagewerk beschloß. Was half mir nun mein „Stückchen Philosoph“? In Trümmer fiel, was ich so lustig baute! Doch that's das Haus nicht, nicht der düstere Hof, Nein, nur die abgebrochenen Kindeslaute! —

Die Armuth bettelt um ein Stückchen Brot, Doch herzlos läßt der Reichtum sie verhungern; Millionen tritt die Goldgieß in den Roth, Und einen einzigen nur läßt sie hungern. Zu seid'ne Betten wählt sie ihn hinein, Wenn er heim Sekt sich endlich ausgeplappert, Indeß beim flackernden Laternenschein Das bleiche Elend mit den Zähnen klappert.

O Gott, warum dies alles, o warum? Wie Zentnerlast drückt mich die Frage nieder! In meinen Reimen geht sie heimlich um Und ächzt und röthet durch meine armen Lieder, Was bleibt mir noch auf diesem Erdenball? Denn auch die Kunst, längst stieg sie vom Rothurne! Einst schlug mein Herz wie eine Nachtigall, Doch ach, nun gleicht es einer Thränenurne.

Arno Holz.

Sohn des geschädigten Prinzipals, der ja auch bei der Verhandlung als Zeuge fungirte, gestern Nachmittag in mein Bureau und erklärte, die gestohlenen Sachen hätten sich plötzlich vorgefunden, er bedaure Anzeige erstattet zu haben.“

„Ah! —“ Rath Schwarzmann blieb erstaunt stehen. „Das Mädchen machte mir auch den Eindruck der Unschuld — aber die Zeugenaussagen und dann die ungeschickte Vertheidigung — nun desto angenehmer für die Angeklagte. Man hat das Mädchen doch sofort in Freiheit gesetzt?“

Der Staatsanwalt zuckte die Achseln: „Zu gleicher Zeit, als der Kaufmann seine Aussage deponirte, meldete der Gefängniswärter, daß sich die Verurtheilte nach Zurückführung in die Zelle mit ihrem Taschentuch dortselbst erhängt habe.“

„Ah! Unangenehm, sehr unangenehm — aber diese lächerliche Vertheidigung — wer war denn der junge Mann — übrigens —“

Rath Schwarzmann sann einen Augenblick nach, fuhr mit der Hand über die Stirn, als wollte er einen lästigen Gedanken verschleusen, und wandte sich dann mit einem erinnerungsfeligen Lächeln wieder an den Staatsanwalt:

„Böse Geschichte das, Herr Kollege — aber was ich Ihnen sagen wollte — ich hatte gestern Mittag einen Hasenbraten, delizios, sage ich Ihnen, wundervoll.“

Und den Arm seines Kollegen ergreifend, schritt Herr Rath Schwarzmann die Treppen des Gerichtsgebäudes hinan.

Sinnsprüche.

Ob du machest oder ruhest, Denke stets, daß du dir selbst nicht lebest, Was du lässest oder thuest, Nie vergiß, daß du ein Beispiel gebest.

Wer mit Schweiß und Blut erkämpfte nur die kleinste Spanne Raums, Tauscht mit dem nicht, der die Sterne saht im Reize seines Traums.